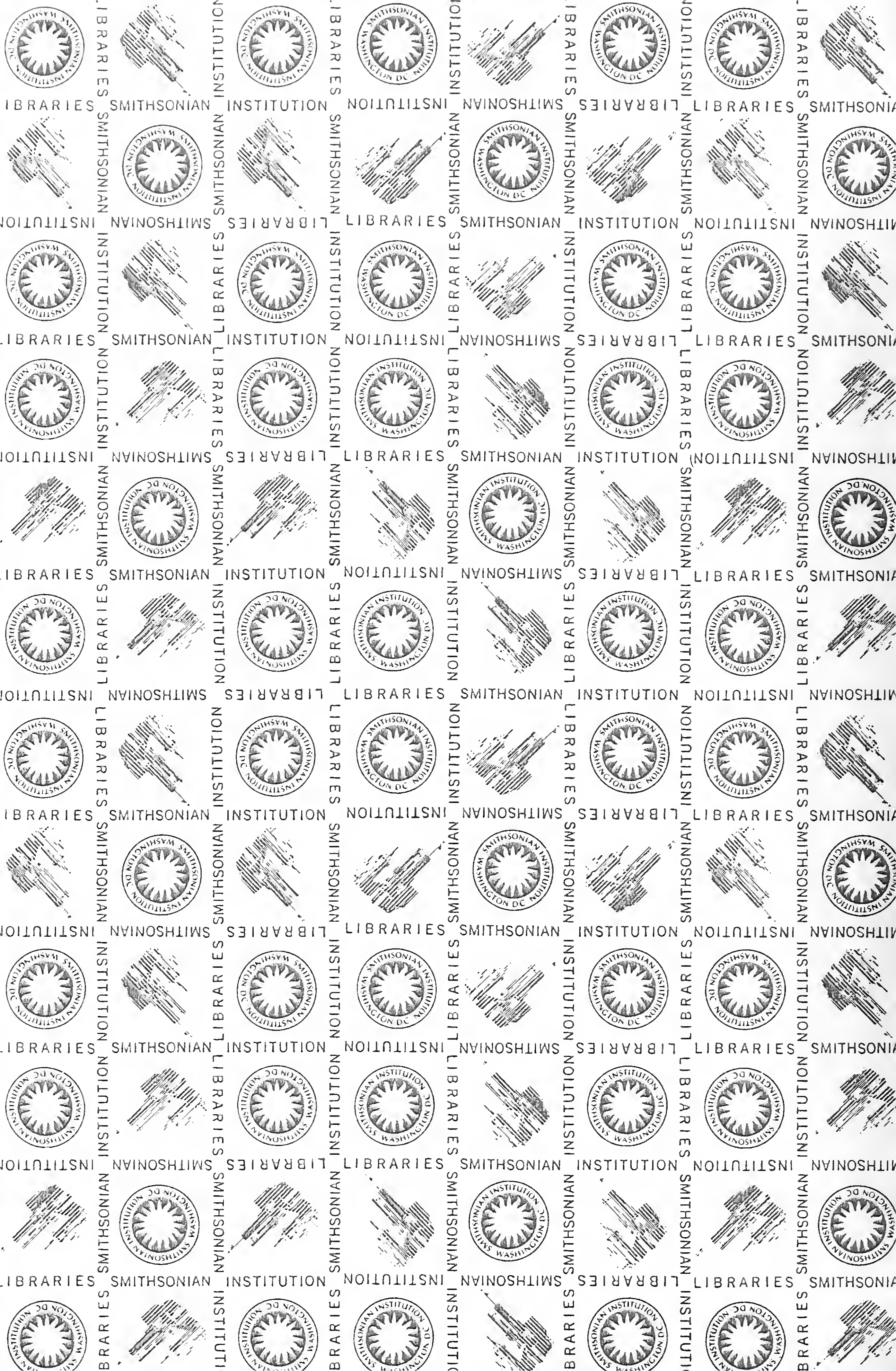
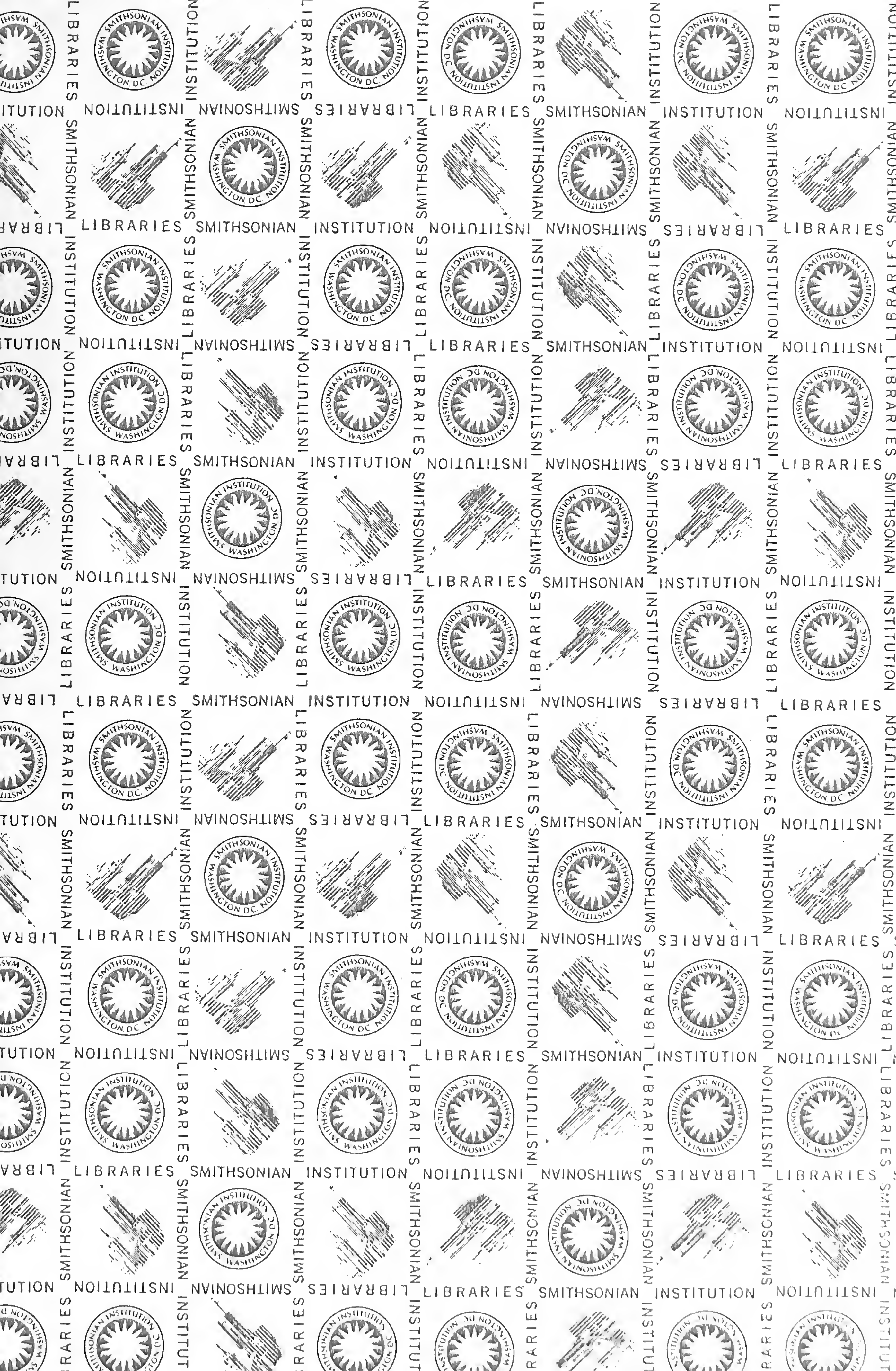

SMITHSONIAN
INSTITUTION
LIBRARIES
SMITHSONIAN INSTITUTION WASHINGTON DC



Abhandlungen
des
Hamburgischen Kolonialinstituts
Band XXXVI
(Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie, Band 5)

Im Hochland von Mittel-Kamerun

von

Franz Thorbecke

2. Teil



HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
1916

Abhandlungen

des

Hamburgischen Kolonialinstituts

Band XXXVI

Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie

Band 5

Franz Thorbecke

Im Hochland von Mittel-Kamerun

2. Teil

HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
1916

Im Hochland von Mittel-Kamerun

2. Teil

Anthropogeographie des Ost-Mbamlandes

von

Franz Thorbecke

Mit 37 Abbildungen auf 26 Tafeln und 2 Kartenskizzen

HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
1916

Die „Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts“ werden vom Professorenrat des Instituts herausgegeben und erscheinen in folgenden Reihen:

A. Rechts- und Staatswissenschaften (auch politische Geschichte umfassend),
B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen,
C. Geographie, Geologie, Mineralogie und Paläontologie,
D. Zoologie und Botanik,
E. Angewandte Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Technologie,
F. Medizin und Veterinärmedizin.

Sämtliche Zuschriften und Sendungen, die den Druck und die Herausgabe der Abhandlungen betreffen, insbesondere sämtliche druckfertigen Manuskripte und reproduktionsfähigen Vorlagen bittet man zu adressieren:

An die Redaktion der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts

Hamburg 36
Vorlesungsgebäude.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.

Meinem Lehrer

Alfred Hettner

in Dankbarkeit und Verehrung

Vorwort

Erst jetzt kann dem ersten Teil der Veröffentlichungen über meine Forschungsreise nach Kamerun ein zweiter folgen, aber auch er nicht in dem in Aussicht genommenen Umfang einer vollständigen Landeskunde des Ost-Mbamlandes. Der große Krieg, dem sich unser ganzes wissenschaftliches Leben in Deutschland anpaßt, hat die bei Dietrich Reimer begonnene und schon weit fortgeschrittene Verarbeitung unsrer topographischen Aufnahmen nicht vollenden lassen, weil dringendere Aufgaben die damit beschäftigten Kartographen beanspruchen. Ohne die neue Karte aber konnte die physische Geographie nicht fertiggestellt werden. Um jedoch in der Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse nicht eine gar zu lange Pause eintreten zu lassen, hat sich auf meine Bitte das Hamburgische Kolonialinstitut damit einverstanden erklärt, den zweiten Teil in zwei Bände zu zerlegen, die gesondert als in sich geschlossene Abhandlungen erscheinen. Für dies Entgegenkommen weiß ich dem Professorenrat aufrichtigen Dank. Der hier zuerst gebotenen „Anthropogeographie des Ost-Mbamlandes“ ist im ersten Kapitel von der physischen Geographie soviel vorausgeschickt, als sum Verständnis nötig erschien.

Das Manuskript war im Januar 1915 abgeschlossen. Damals war Kamerun noch unser, noch hofften wir, daß sich das tapfere Häuflein der von aller Welt abgeschnittenen Verteidiger selbst gegen vielfache Übermacht halten könnte; die Kriegsdauer hat diese Hoffnung zerstört. Aber im Vertrauen auf die Wiederherstellung unsrer Kolonien habe ich im vorliegenden Teil der Landeskunde die Verhältnisse so geschildert, wie sie vor dem Kolonialkrieg lagen. Als ein Beitrag zur Geographie des Menschen und zur Art ihrer Anwendung in der Länderkunde soll diese Arbeit, die auf eigener Anschauung und der gesamten Literatur aufgebaut ist, zugleich ein Denkmal sein deutscher kolonisatorischer Tätigkeit im tropischen Afrika vor dem August 1914. Alle menschlichen Verhältnisse in unserm Forschungsgebiet, in dem sich ein Teil der letzten Kämpfe abspielte, werden von Grund aus erschüttert sein, vieles, was hier noch als Gegenwart geschildert und erklärt wird, mag heute schon der Vergangenheit angehören; um so wichtiger schien mir, es so darzustellen, wie wir es im Frieden beobachten konnten.

Wieder habe ich meiner Frau für ihre Hülfe beim Werden dieses Buches zu danken, viele Erkundungen bei den Eingeborenen und die meisten Abbildungen stammen von ihr. Die ausgezeichneten Vorlagen für Tafel 5 (Medzan) verdanke ich dem Missionar H. Reimer in Ngambe, die Schädelmessungen Bernhard Struck in Dresden. Als Grundlage für die kurze Darstellung der Vegetation hat der im Manuskript vorliegende Abschnitt von Leo Waibel über die Pflanzengeographie gedient.

Mit dem Manuskript des vorliegenden Buches habe ich mich bei der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg habilitiert.

Heidelberg, im September 1916

Franz Thorbecke

Inhalt

Seite

Vorwort VII

Kapitel 1. Die Natur des Ost-Mbamlandes 1

Lage und Gliederung 1

Der geologische Aufbau 1

Die Oberflächenformen 2

Der Boden 3

Die Gewässer 3

Das Klima 4

Die Vegetation 5

Kapitel 2. Die Bewohner des Landes 7

Rassen und Völker 7

Die Geschichte 13

Die heutigen Wohnsitze 18

Grenzen 21

Politische Verhältnisse 22

Ethnische und religiöse Gemeinschaften 23

Kapitel 3. Siedelung und Bevölkerung 25

Bedingungen der Siedelung 25

Die Lage der Siedelungen 25

Schutzsiedelungen und Zwingburgen 27

Dorfanlage und Befestigung 28

Das Baumaterial 31

Gehöft und Haus 31

Wohndörfer und Ackerdörfer 35

Größe und Dichte der Siedelungen 36

Die Zahl der Bevölkerung 37

Die Dichte der Bevölkerung 39

Die Bevölkerungsbewegung 40

Kapitel 4. Die Lebensweise des Menschen und ihre Anpassung an das Klima 43

Nahrung 43

Kannibalismus 44

Kleidung und Bewaffnung 45

Wohnung 47

Gesundheit und Krankheit 48

Gunst und Ungunst der Jahreszeit 50

Kapitel 5. Die menschliche Wirtschaft 52

Landwirtschaft in der Form des afrikanischen Hackbaus . . 52

Klimatische Bedingungen 52

Seite
Hackbau 52
Die Kulturpflanzen 53
Der jahreszeitliche Verlauf der landwirtschaftlichen Arbeit 58
Die Ausnutzung der Bodenfläche 60
Landbesitz 61
Die Kulturfläche im Landschaftsbild 62
Die soziale Wertung des Hackbaus 63
Viehhaltung 65
Jagd und Fischfang 68
Sammeltätigkeit 69
Handwerk und Gewerbe 69
Handel 72
Der Handel der Einheimischen unter einander 72
Der Handel mit andern afrikanischen Völkern 73
Der Handel mit dem Europäer 75
Die Zukunft des Handels 77
Kapitel 6. Der Verkehr 78
Die ursprünglichen Verkehrsmittel und Verkehrswege . . . 78
Der Einfluß des Klimas auf den Verkehr 80
Der Verkehr zwischen den Einheimischen 81
Die großen Handelsstraßen vor der Errichtung der deutschen Herrschaft 82
Die Umwälzung des Verkehrs durch die deutsche Herrschaft . 84
Der Anschluß des Ost-Mbamlandes an den Weltverkehr . . . 84
Kapitel 7. Deutsche Kolonisation 89

Tafeln

		Seite
Tafel 1.	Tikar	10
Tafel 2.	Abb. 1. Fuk	12
	Abb. 2. Wute	
Tafel 3.	Bati	16
Tafel 4.	Abb. 1. Pygmäe	20
	Abb. 2. Mbum	
Tafel 5.	Abb. 1 u. 2. Medzan	20
Tafel 6.	Abb. 1. Einwohner von Tibati	24
	Abb. 2. Tikardorf im Wald	
Tafel 7.	Abb. 1. Haufendorf der Wute	28
	Abb. 2. Straßendorf der Tikar	
Tafel 8.	Gassen im Tikardorf	30
Tafel 9.	Abb. 1. Inneres eines Tikargehöfts	32
	Abb. 2. Tikargehöft mit Torhaus und Mattenzaun	
Tafel 10.	Lehmsockel an Hütten	34
Tafel 11.	Abb. 1. Bienenkorbhütte der Tikar	36
	Abb. 2. Kornspeicher der Tikar	
Tafel 12.	Abb. 1. Lehmmauern in Tibati	46
	Abb. 2. Tikar in Fullahkleidung	
Tafel 13.	Maisfeld beim Dorf	52
Tafel 14.	Mischkultur von Bananen und Kassada	54
Tafel 15.	Tabakfeld der Njanti	56
Tafel 16.	Abb. 1. Mehrjährige Baumwollstauden in einem Tikardorf	58
	Abb. 2. Brachland	
Tafel 17.	Mischkultur im Hausgarten des Tikar	62
Tafel 18.	Abb. 1. Schafbock	64
	Abb. 2. Rinder der Fullahrasse	
Tafel 19.	Abb. 1. Bororo-Weib Butter verkaufend	66
	Abb. 2. Stuhlflechten aus dem Rohr des Rotang	
Tafel 20.	Jäger in der Savanne	68
Tafel 21.	Warenauslage eines Haussa-Händlers	72
Tafel 22.	Abb. 1. Markt in Tibati	74
	Abb. 2. Hängebrücke	
Tafel 23.	Knüppeldamm	80
Tafel 24.	Ausgehauener Weg	84
Tafel 25.	Straße von Joko nach Jaunde	86
Tafel 26.	Kehren der großen Straße am Ndomme-Rand	88
Karte I.	Völker des Ost-Mbamlandes	94
Karte II.	Verkehrswege und Handelsstraßen im Ost-Mbamland	94

Die Natur des Ost-Mbamlandes

Lage und Gliederung

Das Ost-Mbamland umfaßt die Hochländer Inner-Kameruns östlich des Mbam, im großen und ganzen die von Tikar und Wute bewohnten Landschaften des Joko-Bezirks.

Dieser zwischen den großen Flüssen Mbam und Djerem gelegene Teil des Hochlandes von Mittel-Kamerun wird von flachwelligen Ebenen eingenommen, deren Charakter durch das Überwiegen von Savannen, von Grasfluren mit einzelnen Bäumen und Flußwäldern, bestimmt wird. Das wellige Land hat im Durchschnitt eine Meereshöhe von 600 bis 1000 m. Aus ihm erheben sich Einzelberge wie Inseln aus dem Grasmeer; oft sind sie vergesellschaftet und bilden dann Inselberglandschaften, wie in Nord-Tikar. Im Südwesten, im Winkel zwischen Mbam und Sanaga steigt auf breitem, steilem Sockel das Inselgebirge der Njanti aus der Wute-Ebene empor.

Diese Ebene reicht vom Sanaga-Tal nordwärts bis an den jäh und unvermittelt aufragenden Steilrand der Ndomme-Stufe, deren wellige Hochfläche sich weit nach Nordosten, bis gegen Tibati hin, erstreckt und sich dabei ganz allmählich abdacht. Von Osten und Westen greifen die Tieflandsbuchten des Meke und des Kim in die Hochfläche ein.

Die Landschaft zerfällt so in die beiden, großen Stockwerke der Wute-Ebene im Süden, der Ndomme-Hochfläche im Norden. Ihr Stufencharakter tritt im aufgewulsteten Südrand der Ndomme, der gegen die Wute-Ebene Höhenunterschiede von 300 bis 600 m aufweist, deutlich entgegen.

Der geologische Aufbau

Im Osten des Mbam ist nirgends basaltisches Gestein vorhanden; darin besteht der wichtigste Unterschied in der Gesteinszusammensetzung des Ost-Mbamlandes gegen die Hochländer westlich des Flusses, in denen basaltische Decken und jüngere Vulkane das geologische Bild beherrschen. Das ganze Land zwischen Mbam und Djerem scheint von jüngeren Störungen nicht mehr heimgesucht zu sein; es ist aus kristallinem Gestein aufgebaut, das vielfach von mächtigen Lateritdecken überlagert ist. Auch sie sind unmittelbar durch Verwitterung des kristallinen Materials entstanden, nicht etwa aus älteren oder jüngeren Sedimenten. Sedimentgesteine fehlen hier ebenso vollständig, wie in den westlichen Hochländern Kameruns.

Die Oberflächenformen

Das charakteristischste Oberflächengebilde des Ost-Mbamlandes ist die große, an 120 km lange Landstufe der Ndomme, mit der das obere Stockwerk, die Ndomme-Hochfläche, aus der Wute-Ebene emporsteigt. Ob die erste Anlage der Stufe tektonischen Kräften zu verdanken ist, ob wir es hier ursprünglich zu tun hatten mit einer großen Bruchstufe — ähnlich denen Ost-Afrikas — läßt sich mit unsrer heutigen Landeskenntnis geologisch nicht nachweisen bei der vollkommenen Übereinstimmung des Gesteins oben und unten. Für eine Auffassung des heutigen Bildes der Oberflächenformen ist schließlich die erste Entstehung unwesentlich. Eine wichtige Tatsache aber steht schon heute fest: der ursprüngliche Stufenrand hat sehr viel weiter draußen in der heutigen Ebene gelegen, zunächst in der mehr oder minder geraden Linie, in der heute vor der Ndomme-Mauer Felsberge einzeln oder vergesellschaftet liegen.

Wie eine riesige Felsmauer steht der Ndommerand über der Wute-Ebene, Buchten sind häufig tief eingeschnitten, umrahmt von Vorstufen, deren manche schon losgetrennt ist und freiliegt. Nirgends aber öffnet sich im Hintergrund der Buchten ein breiteres Tal. Der höchste Teil der Landstufe steht in einem Steilansteig, ohne jede Vorstufe, etwa 700 m über der Ebene. Fast tischgleich senkt sie sich hier ganz allmählich, aber deutlich zum Gebirgsfuß hin und hat vor dem höchsten Stufenstück ihre tiefste Lage. Der Gewässerreichtum ist gerade hier ganz enorm, die vielen zu Tal stürzenden Bäche haben das Vorland förmlich ausgekolkt und es in sumpfige, mit hellgrünem Gras bestandene Niederungen verwandelt. An andern Stellen tritt oben auf dem Rand wie unten in der Ebene dasselbe grobe granitische oder syenitische Gestein in riesigen Platten und flachen Schalen zu Tage. Diese Schalen wölben sich in der Ebene manchmal noch nicht einen Meter hoch aus dem Laterit empor.

Die für das Klima der gemäßigten Zone so charakteristischen Schotter- und Schuttmassen von Nuß- bis Kopfgröße fehlen ganz: durch mechanische und chemische Zersetzung werden sie so rasch zerkleinert, wie das im europäischen Klima nie geschieht, von den gewaltigen Schichtfluten der Regenzeit werden sie ebenso rasch fortgeführt und an tieferen Stellen abgelagert. Das Schotter- und Schuttmaterial bleibt nirgends in großen Schuttkegeln liegen wie in der gemäßigten Zone, und die einmal gebildete Wand wird allmählich in ihrer ganzen Steilheit rückwärts verlegt. Natürlich geschieht das nicht in vollkommen gerader Linie; hie und da greift die Wandverwitterung rascher ein, es bilden sich Buchten mit dazwischen liegenden vorgeschobenen Bastionen. Diese Bastionen sind dann von drei Seiten der Wanderverwitterung ausgesetzt. Werden sie schließlich, auch durch die Mitarbeit des fließenden Wassers, ganz vom zusammenhängenden, langsam zurückweichenden Steilrand losgetrennt, so zeugen sie als frei stehende Felsberge vom einstigen Verlauf des Steilrandes. Diese Felsberge sind fast vollkommen kahl und vegetationslos.

Zeugen die Felsberge vor dem Ndommerand noch heute deutlich vom ehemaligen Zusammenhang mit dem Hochland, so läßt sich bei den größeren Inselbergen und dem Inselgebirge im westlichen Teil des Ost-Mbamlandes eine solche

Beziehung nicht nachweisen. Auf engerem Raum und daher weniger augenfällig, aber doch erkennbar zeigen sich bei den größeren Inselbergen, wie dem Njua und den Njanti, die an 1500 m hoch sind, dieselben charakteristischen Formen wie am Ndommerand: die leise Neigung der umgebenden Ebene rings um den Bergfuß, die schalige Verwitterung und die steilen Wände an den Hängen. Ihre innere Fläche zeigt eine manchmal schon stark fortgeschrittene Zertalung.

In der Inselberglandschaft Nord-Tikars umzieht den Njua in weitem Halbkreis ein Kranz von Inselbergen mittlerer Höhe, die annähernd auf einer Linie parallel dem Lauf des Mbam stehen. Sie sind Reste der früheren Wasserscheide zwischen Mbam und Ngu, die durch Rückwärtseinschneiden der zahlreichen zum Mbam fließenden Bäche in Einzelberge aufgelöst ist. Sie gleichen in Aussehen und Vegetationscharakter mehr den großen Inselbergen als den Felsbergen der Wute-Ebene.

Der Boden

Die spezifisch tropische Form des Verwitterungsbodens herrscht vor, Laterit von bald mehr roter, bald grauer oder gelblicher Farbe, je nach der Zusammensetzung des kristallinen Gesteins, aus dem er gebildet wurde. Diese lateritischen Böden sind wenig fruchtbar, sie bilden die Unterlage der den größten Raum bedeckenden Grasflur.

Wo höhere Niederschläge oder fließendes Wasser die Entstehung von Wald ermöglichen, vor allem also in West-Tikar, findet durch das Verrotten des Laubes in großem Umfang Humusbildung statt. Der so entstehende fette, schwarze Waldboden ist ungemein fruchtbar. Dank den ausgedehnten Waldungen in Tikar und den überaus zahlreichen Flußwäldern hat das Ost-Mbamland mehr solch fruchtbaren Boden, als man nach Meereshöhe und Küstenferne vermuten sollte.

Die Gewässer

Der große Wasserreichtum des Landes, der einer neunmonatigen Regenzeit entspricht, läßt ein weit verzweigtes Flußnetz entstehen, das sich äußerlich in der Wute-Ebene wie auf der Ndommefläche in den dunklen Waldschlangen der Flußwälder deutlich vom Gras der Savanne abhebt. Es ist sehr schwer, in dieses Gewirr von mäandrierenden Wasseradern ein System zu bringen, denn die Quellen sind nicht auf Gebirgsränder oder Inselberge beschränkt, sie bilden sich an unendlich vielen Stellen mitten auf der Fläche. Das Regenwasser scheint bis zu einer gewissen Tiefe einzusickern, mindestens 2—3 m, häufig aber bis zu 6 m. Ausgehend von den ursprünglichen Wasserläufen, die durch Gebirgsbäche angelegt sein mögen, schneiden sich Seitenarme rückwärts immer weiter in die Fläche ein und bilden an ihren oberen Enden zirkusartige Schluchten mit einem Durchmesser von 5—10 m, steilwandige Quellköpfe. Stets sickern mehrere dünne Wasserfäden aus dem Fuß der Wand und laufen auf dem Grund des Quellkopfs in einem meist sumpfigen Rinnsal zusammen, das auch in der Trockenzeit nie ganz versiegt.

Neben diesen häufig stark versumpften Gewässern der Ebene kommen von

den Einzelbergen und von der Höhe der Ndomme an vielen Stellen rasch fließende Bäche herab, die stets klares Wasser führen. Oben auf der Hochfläche sind die größeren Gewässer oft in steilwandigen Felsbetten tief eingeschnitten, die sie in Schnellen durchbrausen. Wo das Gelände flacher wird, neigen sie sofort in hohem Maß zum Mäandrieren und bilden ausgedehnte Sümpfe, die in der Regenzeit stark anschwellen. Aber selbst der Kim, der einzige größere Fluß des Landes, der in seinem 80 bis 100 m breiten Bett auch in der Trockenzeit reichlich Wasser führt, ist immer wieder auf längere Strecken von Stromschnellen durchsetzt. So wenig wie die großen Grenzströme Mbam, Djerem und Sanaga kann er eine natürliche Verkehrsader bilden.

Das Klima

Das Tropen-Klima des Ost-Mbamlandes wird charakterisiert durch den Wechsel einer sehr langen Regenzeit mit einer kurzen Trockenzeit.

Wirkliche Trockenheit herrscht nur während dreier Monate; vom März bis in den November kann man mit Niederschlägen rechnen. Diese lange Ausdehnung der Regenzeit ist wohl dadurch zu erklären, daß das Ost-Mbamland auf der Grenze liegt zwischen den Gebieten mit doppelter Regenzeit und einmaliger Regenzeit. Während die Niederschläge im März, April und Mai verhältnismäßig häufig und kräftig fallen, sodaß man sich täglich auf mindestens ein bis zwei starke, meist mit gewaltigen elektrischen Entladungen verbundene Güsse gefaßt machen muß, flaut die Häufigkeit und Menge der Regen im Juni und Juli merkbar ab; nur hie und da fällt ein leichter Schauer, meist in der Nacht, mancher Tageslauf von 24 Stunden bleibt ohne Niederschlag. Von Ende Juli an aber nehmen die Regen wieder zu, um im September ihre höchste Höhe zu erreichen. Vorzüglich sind es Strichregen, die von Viertelstunde zu Viertelstunde mit hellem Sonnenschein wechseln. Von erhöhten Punkten aus, von einem Inselberg oder dem Ndommerand, kann man dann sehen wie die Regenkörper als graue Säulen in bestimmten Abständen neben einander zwischen Himmel und Erde über der Landschaft stehen und mit dem Wind, meist von O nach W, über das Land hinziehen. Ab und an treten auch Tage auf, an denen es unablässig regnet, in schwerem Guß oder in feinem, eintönigem Rieseln. Nebel sind häufig, besonders in den Morgenstunden.

Im Oktober lassen die Güsse nach, nicht an Häufigkeit, aber an Dauer und Heftigkeit, um im November plötzlich beinahe ganz aufzuhören. Äußerst selten nur fällt noch im November oder gar im Dezember ein kurzer, starker Guß. Meist ist im Dezember der Zustand völliger Trockenheit wieder erreicht.

Der unbedeckte Himmel und die geringe Feuchtigkeit der Luft in der Trockenzeit gestatten eine große Intensität der Sonnenstrahlung bei Tag und eine ebenso starke Ausstrahlung des erwärmten Bodens und daher eine starke Abkühlung der Luft in der Nacht. Die Temperaturschwankungen sind in Folge dessen in der Trockenzeit sehr groß, im Durchschnitt bewegen sie sich zwischen einem Maximum von 35° und einem Minimum von 15°, ergeben also eine Spannung von 20°. Doch sind solche von 23°, zwischen 37° Maximum und 14° Minimum nicht selten. Auch steigen häufig die Temperaturen noch höher und sinken erheblich tiefer. Die höchste und die niedrigste Temperatur von 41° (25. 2. 1912)

und 3,5° (11. 3. 1912), in der gleichen Meereshöhe von rund 750 m abgelesen, ergeben den größten absoluten Unterschied von 37,5°.

Dagegen zeigt die hohe Regenzeit im August und September im Durchschnitt Maximal-Temperaturen von nur 25° gegen Minimal-Temperaturen von 17°, also die sehr kleine Durchschnittsspannung von nur 8°. Die geringste Spannung zwischen 21° und 19,25°, also 1,75°, wurde zugleich durch niedrige Maximal-Temperatur und hohe Minimal-Temperatur hervorgerufen. Die bedeutendste absolute Spannung von 16,2° zu 28,2° erreicht auch nur 12°. Diese Messungen sind in dem 1000 m hoch gelegenen Joko im September und Oktober 1912 ausgeführt.

Trotzdem in der Regenzeit, in den ersten Monaten wie zur Zeit ihrer Höhe, die Tagestemperatur erheblich niedriger ist als in der Trockenzeit, wird sie bei dem starken Feuchtigkeitsgehalt der Luft unangenehmer empfunden und schwerer ertragen; das Regenzeit-Klima wirkt auf den europäischen Menschen oft ähnlich wie das Klima der immerfeuchten Küste.

Die Vegetation

Die Savanne ist ein Übergangsgebiet vom immerfeuchten Wald zur exzessiv trockenen Steppe des Sudan, entsprechend dem Übergangsklima.

Der Wald ist dem Grasland der Savanne eigen in seinen Flußwäldern, den verhältnismäßig schmalen Waldstreifen zu beiden Seiten eines Wasserlaufs, dem sie allein ihre Lebensmöglichkeit verdanken. Die Flußwälder des Graslandes gleichen dem immergrünen, feuchten Küstenwald: hoch aufstrebende Riesenbäume mit glatter Rinde und mächtigen Brettwurzeln, holzige Lianen, Epiphyten sind auch im Flußwald zu beobachten. Nur das Unterholz ist reicher entwickelt, weil das Licht bessern Zutritt hat.

Die Grasfluren der Savanne sind nicht baumlos wie die der Steppe, es ist im Gegenteil für sie geradezu charakteristisch, daß ihr Gras in mehr oder weniger großen Abständen von Bäumen und Gebüschen durchsetzt wird. Das Gepräge geben der Savanne die hohen Gräser. Am Mbam, in 750 m Meereshöhe und in den Niederungen um den Njua haben wir 6—7 m hohe Grasbestände, förmliche Graswäldchen durchzogen. In 1000 und mehr Meter Höhe, oben auf der Fläche des Njua und des Njantigebirges werden die Gräser nur etwa 50 cm hoch. Mit den unterirdischen Wurzelstöcken ist das Gras der Trockenzeit angepaßt; unterm Boden überstehen die Gräser die heiße trockne Zeit und sind so auch vor einer Vernichtung durch die Grasbrände geschützt.

Die Bäume der Savanne sind wesentlich kleiner als die des immerfeuchten Waldes, nur wenige werden über 20 m hoch, die meisten bleiben unter 5 m. Die Stämme der kleinen, oft strauchartigen Savannenbäume sind verbogen und verkrüppelt, ihre Rinde ist dick und borkenartig. Die einzelnen Baumarten kommen nicht bestandbildend vor, sondern stehen gemischt. Die Baumsavanne wirkt deshalb selten einförmig. Aus der Ferne erscheint sie manchmal wie ein lichter Wald, je näher man ihr aber kommt, um so mehr weichen die einzelnen Bäume aus einander.

In 700—900 m Meereshöhe überrascht in West-Tikar die Ausdehnung großer Wälder. Überblickt man das Land von einem höher gelegenen Punkt, macht es den Eindruck eines riesigen Waldgebiets. Weite Flächen erscheinen von dunklem Wald vollständig überzogen. Aber beim Durchwandern merkt man bald, daß der Wald doch nicht so geschlossen ist; häufig sind die wasserscheidenden Rücken in der Mitte mit Gras bedeckt.

Von außen gesehen erinnert dieser Wald durchaus an den Tieflands-Urwald der Küste, vor allem überraschen die Riesenbäume mit Brettwurzeln. Es sind aber auch wichtige Unterschiede vorhanden. Eine oft 15—20 cm dicke Schicht welken, abgefallenen Laubes bedeckt am Ende der Trockenzeit den ausgedörrten Boden, sehr viele Bäume, besonders die höchsten, stehn jetzt kahl, auch das niedere Buschwerk ist häufig unbelaubt. In der Regenzeit ähnelt der Wald durchaus dem Tieflands-Urwald. Aber dieser Wald des Ost-Mbamlandes hat nur zwei Stockwerke, das Unterholz und die Riesenbäume; die Bäume mittlerer Größe fehlen und damit auch das geschlossene Laubdach. Häufig sieht man im Wald Ölpalmen und Schirmbäume, die Charakterpflanzen des Sekundärwaldes.

Dies verhältnismäßig tief liegende Waldgebiet empfängt in der fast neun Monate währenden Regenzeit noch so viele Niederschläge, daß, unabhängig vom Lauf der Gewässer, üppiger Waldwuchs über die Fläche entstehen kann.

Im nördlichsten Teil des Ost-Mbamlandes, in der weiteren Umgebung von Tibati, ist deutlich ein Übergang zur Steppenvegetation des Sudan bemerkbar. Schon vom Meke Bangere an wird das Gras um so niedriger, je weiter man nach Norden kommt, und es ist schließlich nur noch $^1/_2$ m hoch. Die Bäume verschwinden mehr und mehr, immer reiner wird der Charakter der Grassteppe. In ihr stehen einzelne lichte Wäldchen kleiner Schirm-Akazien, deren dürre Stämme und winzige Blätter ebenso wie die schirmartigen Kronen die Anpassung an das trocknere Klima deutlich dartun. Die Borassus-Palmen treten einzeln oder in kleinen Gruppen auf. Die Flußwälder sind verschwunden, der Meng zieht ganz ohne den begleitenden Saum dunklen Waldes durch das helle Gras. Am Mekai stehen nur hie und da einzelne, krüppelige Bäume.

In zweimaligem Wechsel ändert die Natur im Grasland der Savanne ihr Aussehen im Lauf eines Sonnenjahres, zur Regenzeit und zur Trockenzeit. Nicht die Temperaturen sind hier von maßgebendem Einfluß, die Niederschläge und ihre Verteilung über das Jahr bedingen den jahreszeitlichen Verlauf des Pflanzenlebens.

Im Flußwald scheint allerdings eine Periodizität des Pflanzenlebens zu fehlen, wie im Urwald der großen afrikanischen Hyläa; aber schon der ausgedehnte Wald West-Tikars, der ja nicht an das Bodenwasser gebunden ist, sondern von den Niederschlägen abhängt, zeigt in seiner Lebensweise ausgesprochen jahreszeitlichen Wechsel. Am ausgeprägtesten wechselt die Grasflur, besonders die der Savanne, Kleid und Aussehen in den beiden Jahreszeiten: während der Regenzeit üppigstes Wachstum oft riesiger Gräser, eine Fülle von Laub auf allen Bäumen, saftiges Grün wohin man blickt; in der Trockenzeit eine gelbe, dürre Grasöde, schwarze Flecken frisch gebrannter Flächen, kahle Bäume mit dicker, hellgrauer Borke, Alles gelbgrau flimmernd in der dunstigen Luft.

Die Bewohner des Landes

Das Ost-Mbamland wird nicht von einem Volk bewohnt. Wie das Land in seine beiden Stockwerke, die Wute-Ebene und das Ndomme-Hochland zerfällt, nehmen auch den mehr gebirgigen Norden andre Völkerschaften ein, wie die ebene Fläche im Süden.

Im Nordwesten wohnen, fast geschlossen, die hier seit langer Zeit fest ansässigen Tikar, im Nordosten und auch im Süden — hier über und zwischen Resten einer früheren, nicht einheitlichen Bevölkerung — die Wute, ein Herren- und Eroberer-Volk.

Rassen und Völker

Die ersten Reisenden im Ost-Mbamland, Morgen und Dominik, haben in seiner Südgrenze im Sanaga auch die scharfe Grenze zwischen Bantu-Negern und Sudan-Negern zu sehen geglaubt. Morgen[1] stellt einander gegenüber die körperliche Erscheinung und einige Objekte der materiellen Kultur; den Bantu-Neger schildert er als den „richtigen Negertypus: vorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, platte, lange Füße, lange Oberschenkel, lange Arme," während die Sudan-Neger „mehr kaukasisch" sein sollen, besonders im Norden, wo sie sich reiner erhalten haben. Er weist auf die Verschiedenheit der Nahrung hin: „hier Planten, Bananen, Zuckerrohr, Yams und Kassada; dort die Körnerfrüchte Mais und Hirse"; die Unterschiede in der Bewaffnung fallen ihm auf, bei den Bantu der Speer als einzige Waffe, bei den Sudanern außer dem Speer auch noch Bogen und Pfeil, Messer und Schild; er betont den Gegensatz zwischen der rechteckigen Hütte bei den Bantu und der Rundhütte mit Kegeldach bei den Sudanern. Auch Dominik[2] hält den Sanaga für die Grenze zwischen Sudan- und Bantu-Völkern; er weist vor allem auf den Unterschied in der Siedelung hin, der ihm in den Weilern und Einzelsiedelungen der Jaunde, in den großen, befestigten Wute-Städten besonders deutlich ins Auge fällt.

Diese Grenzsetzung ist viel zu scharf. In Wirklichkeit liegt in der Nähe des Sanaga nur der Grenzsaum, in dem die beiden Völkerwellen, die der Wute (von den Fullah gedrückt) von Norden und die der Fang von Süden[3], auf einander prallten, und zwar gerade zur Zeit der deutschen Besitzergreifung.

[1] Morgen. Durch Kamerun von Süd nach Nord. S. 75/76.
[2] Dominik, Sechs Kriegs- und Friedensjahre, S. 68 und Kol. Bl. 1897, S. 416.
[3] Jahresbericht 1900/01, S. 37.

Doch sind noch damals die weiten Fluren der Wute-Ebene nördlich des Sanaga bevölkert von Bantustämmen, die nur zeitweilig von Sudan-Negern beherrscht wurden, von denselben Bantustämmen, die auch südlich des Sanaga ihre Wohnsitze haben. Stein[1] fand 1908 die Sprachgrenze zwischen den Mpangwe, also Fang-Völkern, und den Bati einige Marschstunden südlich des Sanaga. Der ganze Süden des Ost-Mbamlandes, den ich zusammenfassend Wute-Ebene nenne, ist ursprünglich bewohnt von Fuk, Bati und andern kleineren Stämmen, deren Sprache mit dem Bantu der Jaunde, die auch zur großen Familie der Fang gehören, noch gewisse Verwandtschaft haben muß, denn Dominik[2] betont, daß die Jaunde deren Sprache leicht lernen, sich mit den Wute, typischen Sudanvölkern, aber nur sehr schwer verständigen können.

Der weiter nördlich, auf der Hochfläche der Ndomme wohnende große Stamm der Tikar ist kein Sudanvolk. Aus den Messungen von Schädeln, die wir mitgebracht haben, entnimmt Bernhard Struck[3], daß die Tikar zu den sogenannten Semi-Bantu zu zählen sind, deren charakteristische Mesocephalie sie zeigen; Sprachproben bestätigen ihm diese Annahme.

Im äußersten Südwesten des Ost-Mbamlandes sitzen, z. T. untermischt mit Bati und Fuk, die kleinen Stämme der Njanti, der Balom und Jandjom. Die Balom bezeichnen sich selber als Verwandte der Bafia und Bangante, starker Völker westlich des Mbam und Nun, über deren ethnische Stellung noch nichts bekannt ist.

Im Südosten des Ost-Mbamlandes scheinen gleichfalls verschiedene noch wenig bekannte Stämme zu leben. In der Literatur sind genannt die Mwelle[4], die „Ripere“[5], die Byrre, Sekebum und Keperre[6] (wohl identisch mit den Ripere). Ob diese Keperre wieder identisch sind mit den Kapullah, die nach Stetten[7] die Ureinwohner des Tibatireichs, und ob von ihnen die Bezeichnung „Kabula“[8] herrührt, „mit der die Fulbe alle unterworfenen Negerstämme nennen“, ist eine offene Frage, ebenso ihre Rassen- und Sprachenzugehörigkeit.

Als Sudan-Neger darf man von den Einwohnern des Ost-Mbamlandes mit einiger Bestimmtheit wohl nur die Wute und die Mbum bezeichnen.

Messungen an Wuteschädeln[9] ergeben, daß sie sehr brachycephal sind und damit nahe an die Mbum, ja an deren östliche Nachbarn, die Baja heranrücken, was auf Verwandtschaft mit den Völkern Bagirmis und mit den Bewohnern des Logone-Schari-Gebiets hinweist. In der Sprache fand Stein[10] bei den Baja von Bertua Anklänge an die Wutesprache. Auch ist soviel aus der Geschichte der

[1] Stein. Bericht. Kol. Bl. 1908, S. 522.
[2] Dominik. Bericht. Kol. Bl. 1897. S. 415.
[3] Nach mündlicher Mitteilung.
[4] Morgen. a. a. O. S. 186.
[5] v. Carnap, Kol. Bl. 1898. S. 354.
[6] Radtke. Kol. Bl. 1901. S. 595.
[7] Stetten. Kol. Bl. 1895/96. S. 159 ff.
[8] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 846.
[9] Ebenfalls von Bernhard Struck
[10] Stein. Kol. Bl. 1902. S. 43.

Wute und der Mbum bekannt, daß man ihre Herkunft von Norden als sicher annehmen kann.

Im Gegensatz zu der Auffassung von Morgen und Dominik, die im Lauf des Sanaga und der nur ganz ungefähr damit zusammenfallenden Grenze von Waldland und Grasland auch die Grenze zwischen Bantu- und Sudan-Völkern sehen wollten, ergibt sich also das Bild, daß im Ost-Mbamland mehrere Völker, in Rasse und Sprache von der verschiedensten Herkunft, neben und durch einander wohnen, und daß die Sudanneger an Zahl geringer sind. Alle diese Stämme haben Verwandte in angrenzenden Gebieten, manche sind nur ein kleiner Zweig eines großen Volkes, das seine Hauptsitze in andern Gegenden hat. Und doch sind sie alle, trotz ihrer so verschiedenartigen Abstammung und trotz großer Unterschiede in ihrer geistigen Kultur, in vielen Zügen des materiellen Lebens zu gleichartigen oder doch sehr ähnlichen Formen gekommen. Dank der Natur des Landes, das ihnen allen dieselben Bedingungen bietet.

Sogar die hamitischen Fullah, die in ganz geringer Zahl im äußersten Nordosten leben, haben sich in manchem dem Lande angepaßt.

Da ich weder spezielle anthropologische, noch linguistische Untersuchungen ausgeführt habe, muß ich mich bei der Erörterung aller Fragen, die diese Gebiete streifen, stützen auf Erkundungen bei Eingeborenen[1] und auf die Angaben früherer Reisender, die aber alle ihre Mitteilungen auch nur durch Erkundungen gewonnen und nirgends spezielle Fach-Studien angestellt haben. Im allgemeinen sind die — mehrfach nachgeprüften — Angaben von Eingeborenen über Sprachgemeinschaft und Stammesverwandtschaft wohl leidlich richtig; denn sie unterscheiden scharf zwischen verschiedenen, von einander unabhängigen Sprachen und bloß dialektischen Unterschieden, so stark sie auch manchmal sein mögen. Bei verschiedenen Dialekten liegt doch immer noch die Möglichkeit der Verständigung vor, bei selbständigen Sprachen ist eine unmittelbare Verständigung ausgeschlossen[2].

Die beiden größten und stärksten Volksstämme sind die Tikar und die Wute. Von beiden hat wohl der größere Teil der Stammesglieder seine Wohnsitze innerhalb der Grenzen des Ost-Mbamlandes.

In der Literatur ist verschiedenes über die Stammesverwandtschaft der Tikar gesagt. Morgen[3] bezeichnet sie als „starken Heidenstamm“, Stetten[4] nennt sie heidnische Sudanneger, arbeitsam, intelligent und auf ziemlich hoher Kulturstufe stehend. Er führt als Erster den „Stamm der Mandiongolo“ an, mit dem er die Einwohner der Stadt des Ngambe bezeichnet. In demselben Sinn gebraucht Dominik[5] in seinem zweiten Werk diesen Namen, für den wir aber trotz aller Bemühungen keine Erklärung finden konnten; niemand kennt ihn heute

[1] Diese sind meistens von meiner Frau eingezogen, auf dem Marsch und im Lager, und — besonders in der Ruhe der Regenzeit — vielfach übergeprüft.

[2] Die Wute von Joko können sich, wenn auch nur schwierig, mit denen von Banjo verständigen, erkennen deren Dialekt aber als gleiche Sprache an.

[3] Morgen. Durch Kamerun. S. 264.

[4] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 159.

[5] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 58.

mehr. An derselben Stelle aber und in seinem ersten Werk[1] äußert sich Dominik über den Stamm der Tikar in einer Weise, die geeignet ist, Verwirrung anzurichten: „Die Tikars[2] sind ein den Wutes verwandter Volksstamm, sie zerfallen in Balis, Bafuts, Bandengs und Mandiongolos", und „zu der großen Völkerfamilie der Tikar gehören auch die Bafuts, Bandengs, Bamums und Balis". Daß Tikar und Wute anthropologisch nicht verwandt sind, habe ich schon dargelegt; ebenso besteht aber keinerlei Verwandtschaft mit den Bali, die einer ganz andern Völkergruppe angehören. Bei den Namen „Bafut" und „Bandeng" liegen wahrscheinlich Verwechslungen vor, keinesfalls können die so benannten Stämme des nordwestlichen Grashochlandes (im Bamenda-Bezirk) damit gemeint sein, mit ihnen hängen die Tikar weder in Sprache noch in Rasse zusammen. Mit dem Namen „Bandeng" meint Dominik vielleicht die Bewohner der Tikarstadt Bandam (nördlich des Mbam), die er einmal[3] „Bandeng" nennt; und mit den „Bafuts" sind wohl die Bamum gemeint, wie ja die Tikar oft diese ihre westlichen Nachbarn als „Bafu" oder „Bafum" bezeichnen. Auch bei Kamptz[4] kommt dieser Name vor. Die Bamum sind wirklich mit den Tikar verwandt, wenn man sie auch nicht kurzerhand als einen Tikarstamm[5] bezeichnen darf; wohl aber sind sie ein Mischvolk aus eingesessenen Stämmen und zugewanderten Tikar, was in Tikar wie in Bamum ganz bekannt ist.

Auch ein andrer Irrtum, auf den ich schon früher[6] hinwies, ist richtig zu stellen: nach Morgen[7], Stetten[8], Dominik[9] und Zimmermann[10] soll im Tikargebiet ein „Volk der Domme" wohnen. Nach Stetten und Dominik sind sie mit den Wute verwandt und werden als ganz besonders häßlich, grob und ungeschlacht geschildert. Passarge[11] weist auf dieses „interessante Volk" hin. In Wirklichkeit hat es dieses Volk nie gegeben; „Ndomme" ist nur ein Spottname, den die Wute ihren Nachbarn den Tikar geben.

Man darf annehmen, daß sich die Tikar in ihren heutigen Wohnsitzen ziemlich rein erhalten haben, denn keine Sage meldet von früheren Wanderungen. Die Tikar sind also nicht in (afrikanisch gesprochen) historischen Zeiten aus andern Gegenden eingewandert, sie sind wahrscheinlich schon sehr lange hier ansässig. Sie haben sich also jeden Falls nicht in jüngerer Zeit mit einer unterworfenen Bevölkerung vermischt, sind auch nie Sklavenjäger gewesen, die durch

[1] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 272.
[2] Ich verzichte hier wie auch sonst auf das unschöne und undeutsche s der Mehrzahl.
[3] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 66.
[4] Kol. Bl. 1899. S. 561.
[5] Wie das Passarge (Kamerun. Deutsches Kolonialreich I. S. 598) tut und ganz ohne unser Zutun die Redaktion von „Kolonie und Heimat" 1914, No. 14 S. 2 wiederholt; eine 1914 durchaus notwendige Richtigstellung auf Grund unsrer Beobachtungen, die zu ganz andern Ergebnissen kommen, hat leider die Redaktion der Wochenschrift verweigert.
[6] 1. Teil S. 46.
[7] Morgen a. a. O. S. 263 und 264.
[8] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 136.
[9] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 302/03. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 55.
[10] Zimmermann a. a. O. S. 121.
[11] Passarge. Kamerun, Deutsches Kolonialreich. I. S. 600.



M. P. Thorbecke phot.

Tikar

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

geraubte Weiber fremdes Blut in ihren Stamm gebracht hätten. Wir haben mehrfach gehört, daß wohl Wutemänner Tikarfrauen entführt und geheiratet haben, nie aber Tikarmänner Wutefrauen; vielleicht weil sich die Wute selber für vornehmer halten und sich ein Wuteweib daher nicht herabläßt, einem Tikarmann zu seinem Stamm zu folgen.

Der Tikar ist in seiner körperlichen Erscheinung nicht durch besondere Merkmale ausgezeichnet, weder durch Größe, Kraft und Ansehnlichkeit, noch durch besondere Häßlichkeit. Er ist mittelgroß, im Verhältnis zu seinen starken Nachbarn im Osten, Norden und Westen schmächtig gebaut, geschmeidig, in mittleren Jahren zur Behäbigkeit neigend, im allgemeinen gesund, sauber und gut gepflegt. Kräftig und ausdauernd in allen körperlichen Arbeiten ist er nicht übermäßig stark. Der Gesichtsausdruck ist ruhig, ohne schläfrig zu sein (Tafel 1). Seine geistigen Fähigkeiten sind gut, er hat eine rasche Auffassung und gilt bei den Nachbarn als besonders schlau; an den Höfen der Fullah-Fürsten kann man häufig Tikar als Dolmetsch oder in andern Vertrauensstellungen finden. Seine Charaktereigenschaften fanden wir ebenso sympathisch wie andre Reisende vor uns: bescheiden und verhältnismäßig zuverlässig und fleißig.

Da die Tikar lange in ihren heutigen Wohnsitzen leben, sich ziemlich rein erhalten haben, starkes Stammesgefühl besitzen und ihre politische Selbständigkeit lange behauptet und zäh verteidigt haben, kann man vielleicht an ihnen deutlicher als an andern Völkern des Ost-Mbamlandes die Abhängigkeit des menschlichen Lebens von der Natur des Landes erkennen. Deshalb beziehe ich mich in den folgenden Abschnitten besonders oft auf die Tikar.

In den Wute sehen Morgen und Dominik reine Vertreter der Sudan-Neger. Im Gegensatz zu ihnen hält sie Stetten[1] für ein Mischvolk aus Sudan- und Bantu-Negern; sie sähen aus wie Bantu, hätten aber die Sitten der Sudaner. Die wenigen anthropologischen Untersuchungen, die vorliegen, geben aber Stetten nicht Recht.

Morgen[2] hat die Wute beschrieben als ein von Natur besonders zu kriegerischer Tätigkeit begabtes und durch langjährige Schulung zum Krieger erzogenes Volk. Auch wir fanden sie körperlich hervorragend tüchtig, mittelgroß, stämmig und breit, von zäher Ausdauer und großer Kraft. Durch ihre Neigung zu kriegerischer Betätigung und durch Übung von Jugend an sind die Körper meist vorzüglich ausgebildet, muskulös ohne fett zu sein. Auch die Kopf- und Gesichtsbildung des Wute ist — vom allgemeinen Negertypus abgesehen — für den Europäer nicht unangenehm[3]: gebogene Nase, feste, nicht übermäßig gewulstete Lippen, glatte Haut. Große körperliche Reinlichkeit und ein fester, häufig sogar kühner Blick machen die Wute zu sympathischen Erscheinungen. (Tafel 2, Abbildung 2). Kriegerische Tapferkeit und großer Stolz paaren sich aber mit Grausamkeit und völliger Abneigung gegen jede regelmäßige friedliche Arbeit.

Wahrscheinlich sind die Wute als Stamm nicht so rein erhalten wie die Tikar,

[1] Kol. Bl. 1895. S. 111.
[2] Morgen a. a. O. S. 199.
[3] Vergl. Morgen a. a. O. S. 79.

sie haben sich häufig mit den von ihnen unterworfenen oder ihnen benachbarten Stämmen vermischt.

Über die vor den Wute die Savannen zwischen Ndomme-Rand und Sanaga bewohnenden Völkerschaften der Fuk, Bati, Njanti, Balom, Jandjom, wie über die Mbum im Lamidat Tibati finden sich nur wenige Bemerkungen in der oft weit zerstreuten Literatur über das Ost-Mbamland. Einzelne Stämme dieser Völker haben wir im Süden und Norden flüchtig kennen gelernt, aber nirgends so lange unter ihnen geweilt, wie unter Tikar und Wute; wir haben daher von ihnen und ihrer Kultur nur wenig in Erfahrung gebracht. Mit Ausnahme der Mbum bilden aber diese Völker nur Splitter und Reste im früheren ausgedehnten Herrschaftsbereich der Wute.

Die Fuk sind klein und untersetzt, man erkennt sie in den Wutedörfern sofort an ihrem Aussehen (Tafel 2, Abbildung 1), wenn sich auch gerade diese Leute mit dem Stolz des Renegaten mit Vorliebe für reine Wute ausgeben.

Die Bati schildert Dominik[1] als hochgewachsen, sehr schön gebaut, mit regelmäßigen Zügen. Auch wir sahen gute Gestalten unter ihnen (Tafel 3). Die von Passarge[2] aufgeworfene Frage, ob der Name Bati mit dem Ort Tibati zusammenhinge, ist zu verneinen; aus Wute- und Tikarmund ist uns gesagt worden, daß der Name des Ortes ursprünglich „Tiba“ gewesen sei, erst die Fullah hätten den Ort „Tibati“ genannt.

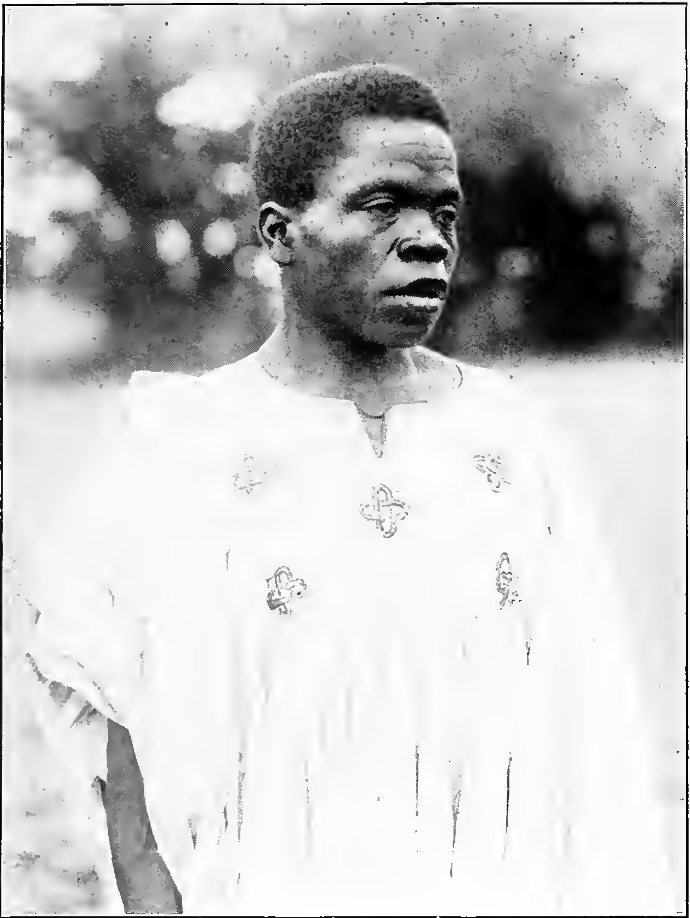
Die Njanti nehmen vielleicht eine Zwischenstellung zwischen Bati und Balom ein, unsre Sprachproben und ihr Aussehen scheinen darauf hinzuweisen.

Die Balom und die ethnisch und sprachlich zu ihnen gehörigen Jandjom sind nur ein kleiner Zweig der größeren Völkergruppe der Bapea oder Bafia im Westen des Mbam, mit denen sie, wie schon[3] gesagt, in Erscheinung und Sprache viel Ähnlichkeit haben.

Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Leute von Djinga, dem größten Balom-Ort östlich des Mbam, zu dem kleinen Stamm der „Tschinga“ („Tschinge“, „Wetschingo“ oder „Dsingo“) westlich des Mbam gehören, von denen Morgen[4], Dominik[5], Ramsay[6] und Stein[7] berichten, die aber Dominik und Stein merkwürdiger Weise zum Sprachstamm der Bati rechnen. Dieser Stamm wurde durch die zeitweise dort bestehende Station als „Balinga“ bekannt. Die Zusammengehörigkeit der Balom von Djinga mit ihnen ist um so wahrscheinlicher, als die Leute aus dem Dorf Djinga, nach ihren eigenen Berichten, aus Furcht vor den Wute zur Zeit von Morgen und Ramsay auf das Westufer des Mbam geflüchtet waren.

Inmitten des bunten Völkergemischs in der Südwestecke des Ost-Mbamlandes hat sich auch noch ein Rest der afrikanischen Ur-Bevölkerung, eine Schar Pyg-

[1] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre S. 71.
[2] Passarge. Kamerun (Deutsches Kolonial-Reich I). S. 275.
[3] Vergl. S. 4.
[4] Morgen a. a. O. S. 74, 106 und 185.
[5] Dominik. Kol. Bl. 1905 S. 529.
[6] Ramsay. Kol. Bl. 1892. S. 391 ff.
[7] Stein. Kol. Bl. 1908. S. 522.



M. P. Thorbecke phot.

1. Fuk



M. P. Thorbecke phot.

2. Wute

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

mäen erhalten[1] (Tafel 4, Abbildung 1). Auch im Tikargebiet kommen noch Pygmäen oder wenigstens Mischlinge von Negern und Pygmäen vor; auf unsere Bitte hat sie der Missionar Reimer von Ngambe aufgesucht, gemessen und photographiert (Tafel 5, Abbildung 1 und 2). Die Tikar nennen sie „Medzan". Vielleicht sind sie identisch mit dem Zwergenvolk der „Betsan", von denen Koelle[2] berichtet, daß sie nach Erzählung von Sklaven in Freetown (vielleicht Tikar-Leuten?) in der Nähe des „Liba-Sees" leben. Dagegen spricht nur, daß „ihre Wohnungen aus der Rinde eines großen Baumes bestehen", während nach Aussage unserer Tikar die Medzan früher „unter Blättern" geschlafen haben und heute Hütten in der Art der Tikar, nur viel kleiner, bauen.

Im äußersten Nordosten des Ost-Mbamlandes treffen wir Splitter von Völkern, die sicher nicht hier heimisch, sondern erst ganz kürzlich eingewandert sind. Der Negerstamm der Mbum, dessen Hauptsitz heute die Gegend von Ngaumdere, bildet, ist als sudanisch[3] anzusehen. Sie sind von ganz besonderer Körpergröße, mit schweren, ungeschlachten Gliedern und häßlichen Köpfen, die größten Neger die ich kenne, oft wahre Riesen (Tafel 4, Abbildung 2).

Schließlich finden wir in demselben Gebiet eine ganz dünne Oberschicht von Fullah, die sich jedoch anthropologisch nicht rein erhalten haben[4]. Außer dem Lamido, der reinsten Negertypus[5] zeigt und äußerlich in nichts seine Fullah-Abstammung verrät, sind vielleicht noch höchstens 20—30 Fullah von mehr oder minder reiner Rasse in Tibati und auf umliegenden Landsitzen ansässig. Von den dort wohnenden Fullah zeigte nur ein einziger die helle, rötliche Haut und das glatte Haar, das den reinen Fullah kennzeichnet. Weiter südlich als Tibati wohnt heute kein Fullah mehr.

Haussa sind nicht dauernd ansässig im Ost-Mbamland, durchziehen aber häufig als Händler das Land, leben hier und da eine Weile in Haussa-Kolonien[6], um dann weiter zu wandern. Sie werden wohl mit Recht für Mischlinge zwischen Hamiten und Negern gehalten und stammen aus den Haussa-Ländern westlich vom Tschadsee.

Die Geschichte

In der Erinnerung[7] der Völker des Ost-Mbamlandes ist in der Hauptsache nur die letzte Phase ihrer Geschichte vor der deutschen Besitzergreifung wirklich lebendig geblieben, die Phase, die mit dem Einfall der Ful-

[1] Vergl. 1. Teil. S. 93 ff.
[2] Koelle, Polyglotta Africana, London 1854, S. 11/12; angeführt in „Petermanns Mitteilungen", 1871, S. 151.
[3] Vgl. S. 5.
[4] Vgl. Morgen a. a. O. S. 283.
[5] Vgl. Tafel 39 im 1. Teil.
[6] Vgl. 1. Teil S. 80 ff.
[7] Bei dem völligen Fehlen jeder Schrift und daher aller Literatur bei den weitaus meisten Völkern des Ost-Mbamlandes waren wir ganz auf die natürlich oft unsichere mündliche Überlieferung angewiesen.

lah begann. Das Gedächtnis an die früheren Ereignisse ist zum größten Teil durch dies letzte ausgelöscht, dessen Wirkung alles bis dahin Erlebte an Gewalt und Tiefe übertraf.

Durch die Geschichtsschreibung der der arabischen Schrift kundigen und nach islamischer Zeit rechnenden Fullah ist uns der Zeitpunkt ihres Eindringens ins heutige Adamaua und über dies hinaus ungefähr bekannt. Aus der „Geschichte Adamauas", in der Strümpell[1] alle schriftlichen und mündlichen eingeborenen Quellen verarbeitet hat, entnehme ich, daß der Fullah-Stamm der Kiri unter Haman Sambo zwischen 1820 und 1847 von Tschamba (bei Yola) südwärts zog, die Mbum von Manna und die Wute von Tibati unterwarf und in Tibati seine Residenz errichtete. Um 1850 galt Tibati, der Hauptort des gleichnamigen Lamidats, als der südwestlichste Punkt des großen Lehnsreiches Adamaua[2]. Etwa gleichzeitig mit Tibati sind die Lamidate von Banjo und von Ngaumdere begründet. Alle drei drängten weiter nach Süden, Banjo gelangte bei Bamkin, das ihm zeitweilig Tribut zahlte, bis an die Nordgrenze des Ost-Mbamlandes; Ngaumdere drang östlich des Djerem weit nach Süden vor und scheint auch den Djerem überschritten zu haben, denn Wutschaba soll, ebenso wie Dengdeng, Ngaumdere tributpflichtig gewesen sein[3]. Das Machtgebiet von Tibati erstreckte sich zeitweilig fast über das ganze Ost-Mbamland. Der Enkel des ersten Lamido von Tibati, Ardo Baba, legte die Zwingburg in Joko[4] an; „Joko" ist ein Fullahwort und bedeutet „weiter Blick". Auf ausgedehnten Streifzügen sollen die Reiterscharen von Tibati in der Nähe von Ngilas Stadt an den Sanaga[5] gekommen sein. Diese Züge führten aber nicht zur unmittelbaren Unterwerfung und Botmäßigkeit der Eingeborenen, der Wute und ihrer Unterworfenen, sondern nur zu einem Tributverhältnis. Aus Angst bezahlten die Wute-Häuptlinge freiwillig einen jährlichen Tribut von Sklaven und Elfenbein an den Lamido, im übrigen blieben sie unabhängig und leisteten nicht einmal Heeresfolge.

Die unmittelbare Wirkung des Fullah-Einfalls war eine starke Südwärtsbewegung der Wute, soweit sie sich nicht im Gebiet von Tibati und Joko dem Fullah ganz unterwarfen. Es lebt noch eine Erinnerung an diese Kämpfe „in Adamaua", auch bei den freien Wute[6].

Der erste „Ngutte", zu dem die mündliche Überlieferung der Wute noch zurückreicht, saß wenig südlich von Joko, vor dem Hochlandsrand der Ndomme, in der Nähe der einzelnen Felsberge, die zeitweise als Rückzugsgebiet[7] dienten. Die Gründung der Fullah-Festung Joko nötigte ihn, zunächst westwärts am Fuß

[1] Strümpell, Kurt. Geschichte Adamauas. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. Bd. XXVI. 1912. S. 47 bis 107.
[2] Barth, Heinrich. Reisen und Entdeckungen. Bd. II. S. 601.
[3] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 476.
[4] Strümpell, Geschichte Adamauas, S. 86 und 1. Teil, S. 75.
[5] Dominik, Sechs Kriegs- und Friedensjahre, S. 69 und Zimmermann, Durch Busch und Steppe, S. 118.
[6] Dominik. Ebenda S. 176.
[7] Morgen. Durch Kamerun. S. 258.

des Ndomme-Steilrands auszuweichen. Nach seinem Tode spaltete sich sein Stamm: ein jüngerer Sohn oder Neffe wollte sich dem zweiten Ngutte nicht unterstellen und zog mit starkem Anhang südwärts ins Land der Fuk. Er besiegte auf diesem Zug den Häuptling der Fuk, ließ sich in dessen Wohnsitz Ndumba nieder und nahm den Häuptlingstitel der Fuk, „Ngila", an. Er ist bekannt geworden als der erste Ngila. Nach Morgen[1] ist die Ausbreitung der Wute bis nach Ndumba erst um 1880 erfolgt, aber erst 1890 haben sie den Sanaga erreicht[2]. Ununterbrochene Kämpfe mit den Bantustämmen der heutigen Wute-Ebene folgten diesem langsamen Vordringen, das mit Sklavenjagden begann und mit der Errichtung einer starken Wutesiedelung inmitten dieses nördlichsten Bantugebietes und mit völliger Knechtschaft der Bantu selbst endete. Durch Morgens Teilnahme an einem solchen Kriegszug sind wir über die Unterwerfung eines Restes oder Splitters der Fuk, der sich auf das Njanti-Gebirge zurückgezogen hatte, genau unterrichtet. Aber auch die einzelnen Wutestämme bekriegten sich unter einander, da einer dem andern die größere Macht nicht gönnte. Der erste Ngila in Ndumba war der mächtigste Wuteherrscher: er zwang außer dem letzten freien Fuk auch die bis dahin unabhängigen Bruderstämme der Häuptlinge Wenke und Mango zur Unterwerfung[3]. Nach seinem Tod zerfiel das große Wutereich bald wieder in seine Teile, die sich unter einander wie früher bekriegten; auch mit dem Häuptling Ngutte von Linde — dem zweiten Ngutte — der als ältester Häuptling die Oberherrschaft über alle Wute beanspruchte, herrschte bald stille, bald offene Fehde. Jeder Stamm suchte sich nach Möglichkeit auszubreiten; zwischen 1898[4] und 1900[5] hatte das von den Wute beherrschte Gebiet die größte Ausdehnung: südlich von Joko und Linde erstreckte es sich über fast die ganze Wute-Ebene und reichte östlich von Ngilas Stadt bei der des Mango schon auf das Südufer des Sanaga hinüber; und im Westen hatte sich Nguttes Machtbereich auch über den unteren Mbam ausgedehnt[6].

Als Grenze zwischen den Stämmen von Linde und Ndumba galt und gilt noch heute der Ndjim[7]; die Grenzen zwischen Ndumba und den kleineren östlichen Stämmen waren immer strittig und lassen sich heute nicht mehr feststellen. Trotz dieser weiten Ausdehnung zeigte die Macht der Wute schon damals die ersten Zeichen des nahenden Verfalls[8]. Das siegreiche Vorgehen der deutschen Kolonisation hat ihn nicht verursacht, höchstens beschleunigt; der Verfall war besiegelt, seit die einzelnen Stämme nicht mehr in einer Hand fest zusammen gehalten wurden, sondern sich in ewigen Fehden zersplitterten und so innerlich aufrieben. Ich möchte es für wahrscheinlich halten, daß sich die Wute-Welle an dem

[1] Ebenda S. 82.
[2] Ebenda S. 185.
[3] Dominik. Kol. Bl. 1897. S. 417.
[4] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 222.
[5] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 45.
[6] Stein. Kol. Bl. 1908. S. 525.
[7] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 51.
[8] Dominik. Ebenda S. 50.

starken Damm der menschenreichen Fang-Völker gebrochen haben würde, auch ohne das Dazwischentreten der Deutschen. Auch unserm Vordringen kam die Zersplitterung der Wute zu gute; von Jaunde aus wurde ein Stamm nach dem andern unterworfen, mit der Gefangennahme des alten (zweiten) Ngutte von Linde 1906[1], der sich mit seinem letzten Anhang in die Wälder des Njanti-Gebirges zurückgezogen hatte[2], war die Unterwerfung der Wute erreicht. Allmählich gab die deutsche Verwaltung einem Teil der von den Wute unterworfenen Bantu nach dem andern ihre Selbständigkeit zurück; auch die kleineren Wutefürsten wurden als selbständige Häuptlinge bestätigt[3] und so der immer drohenden Gefahr eines großen, gut organisierten Aufstandes nach Möglichkeit vorgebeugt. Heute wird die früher so ungestüme Macht und die wirkliche Tapferkeit der Wute mit einem verhältnismäßig sehr geringen Aufgebot von schwarzen Polizeisoldaten im Zaum gehalten, nachdem 1908 die einst als Zwingburg gegen die Wute errichtete Militärstation Joko in Civilverwaltung übernommen war.

All die kleinen Bantu-Völker wurden von den Wute unterjocht und verschwanden als selbständige und freie Staatsgebilde. Sie alle, Fuk, Njanti, Bati, Balom wurden äußerlich zu Wute gemacht, ihre waffenfähigen Männer in die Wute-Heere eingereiht: nur so ist bei der geringen Kopfzahl der Wute die imponierende Größe der Wute-Heere zu erklären, die Morgen sah und Dominik bekämpfte. Unter dem Frieden der deutschen Herrschaft sammeln sich jetzt allmählich wieder diese Völkerreste um die Nachkommen ihrer alten, von den Wute erschlagenen Häuptlinge in deren alten Sitzen. All diese verschiedenen Stämme eint derselbe noch immer lebendige Haß gegen ihre früheren Bedrücker.

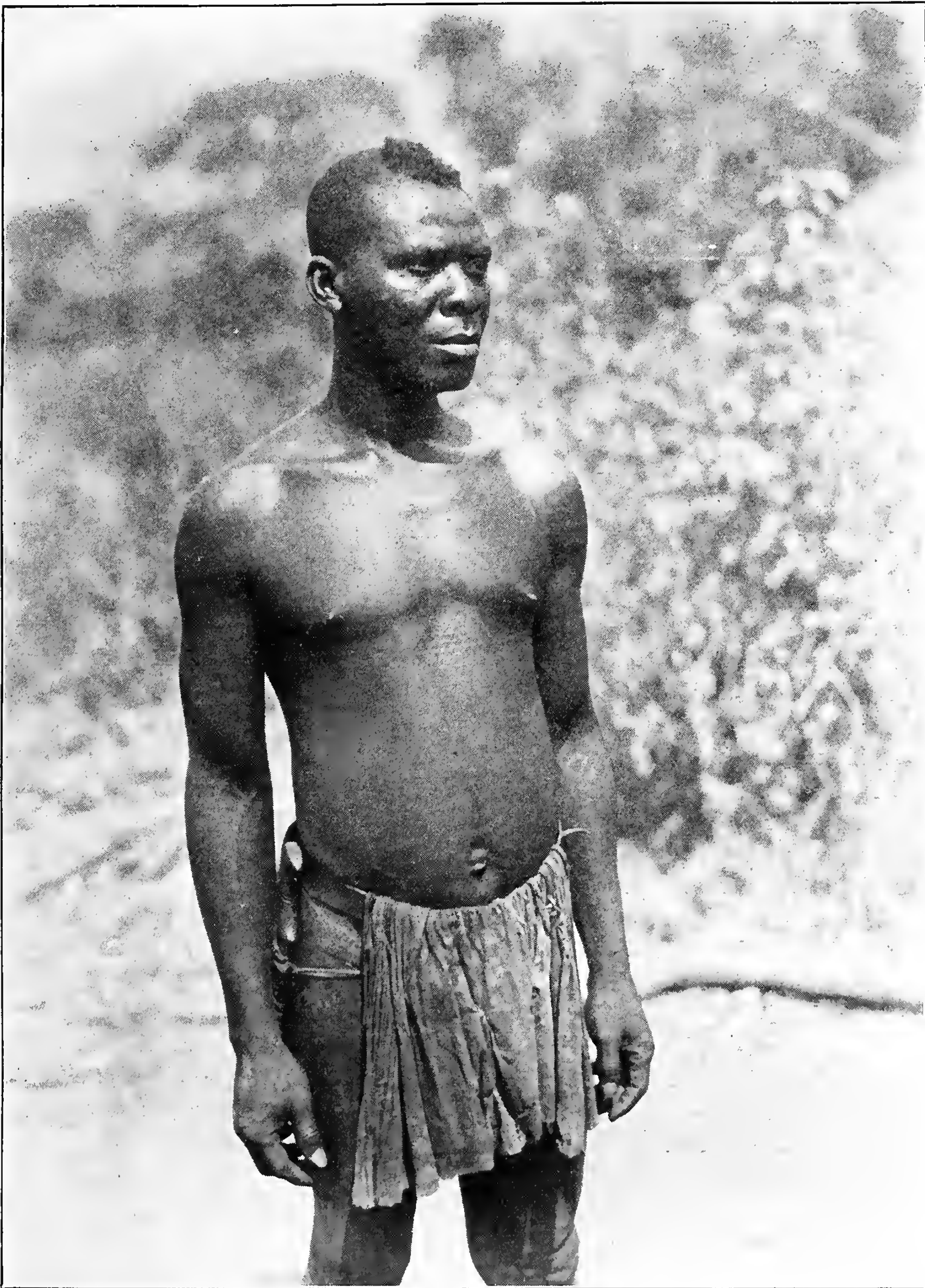
Die Geschichte der Tikar führt in ferne Zeiten: als seßhaftes, an der Scholle zäh klebendes Bauernvolk bewahren sie noch Erinnerungen und geschichtliche Überlieferungen von Ereignissen lange vor den Kriegen mit Tibati. Von der Errichtung größerer Staaten durch Unterwerfung mehrerer selbständiger Dorfschaften innerhalb ihres eigenen Volkes haben unsere Tikar-Dolmetscher erzählt.

Der Ansturm der Fullah zwang die Tikar nicht zur Auswanderung, wie viele Wute, sondern veranlaßte sie zu leidenschaftlicher Verteidigung ihrer alten Heimat. Nur vom Südfuß der Ndomme sollen einige Tikarsiedler durch die Wute vertrieben worden sein.

Der erste Einbruch der Fullah ins Land der Tikar muß etwa um 1860 erfolgt sein. Auf einer Karte in „Petermanns Mitteilungen" vom Jahr 1863[4] ist der Tikarort Njua als den Fullah untertan bezeichnet. Nach Aussage[5] der Tikar von Njua aber ist der Versuch des Lamido von Tibati damals vor dem stark befestigten Häuptlingsort gescheitert.

Zur Zeit der ersten Einfälle der Fullah zerfielen die Tikar in die Häuptlingsstämme von Bamkin nördlich des oberen Mbam, von Lomonji und Njua südlich

[1] Kol. Bl. 1906. S. 464.
[2] Vergl. 1. Teil S. 92.
[3] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 561.
[4] Karte von Hassenstein auf Tafel 6.
[5] Vergl. Morgen. Durch Kamerun. S. 288.



M. P. Thorbecke phot.

Bati

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

des oberen Mbam, von Jakong und Mboaga[1] im Gebiet des mittleren Kim, von Bukamba und Ditam im Gebiet des unteren Kim und mittleren Mbam, sowie in mehrere selbständige Dorfschaften in den hohen West-Ndomme. In Jahre langen Kriegszügen, die sich in jeder Trockenzeit wiederholten, überwanden die Scharen der Tibati einen Tikarstamm nach dem andern. Der Lamido Ama Lamu[2] (oder Mama Lamu) verlegte sogar seine Residenz völlig ins Tikarland, in die Nachbarschaft des Häuptlings Ngambe und wurde scheinbar in allen seinen Bestrebungen von ihm unterstützt. Ngambe hatte nach dem Fall von Mboaga alle Bewohner dieser Landschaft unter seiner Herrschaft vereinigt. Mit Freundschaftsbeteuerungen beschwichtigte der Tikarhäuptling immer wieder das Mißtrauen des Lamido, das durch seine großen Wallgrabenbauten geweckt wurde. Als aber Mama Lamu von seinem Kriegslager „Sanserni" aus nach erbitterter Gegenwehr die Häuptlinge von Jakong, Bukamba, Ditam und schließlich auch den von Bamkin[3], den angesehensten von allen, bezwungen hatte und jetzt westwärts, gegen Bamum vorrücken wollte, erklärte ihm plötzlich Ngambe Feindschaft und Krieg. Seine ausgezeichnet befestigte Stadt verteidigte er Jahre lang; mit Waffen und Lebensmitteln versorgte ihn der Häuptling von Bamum. Morgen hörte 1891 in Sanserni noch nichts von einer Belagerung der Stadt des Ngambe, 1893 erlebte sie Stetten und fand in der Tikarstadt[4], in die er sich aus Sanserni flüchten mußte, Nahrungsmittel im Überfluß und aufrechte, selbstbewußte Bewohner; die Belagerung kann also damals noch nicht lange gedauert haben. 1899[5] aber war die Bevölkerung schon stark zusammengeschmolzen und blutarm, als die Stadt durch die Expedition Kamptz entsetzt wurde. Die Behauptung Dominiks[6], daß Ngambe vom Lamido 11 Jahre belagert sei, beruht auf dem Mißverständnis, daß er den ganzen Aufenthalt der Fullah in Sanserni als Zeit der Belagerung Ngambes auffaßt, während die Feindseligkeiten tatsächlich frühestens 1892 begonnen haben können, die Belagerung also höchstens 7 Jahre dauerte. Die von Dominik berichteten wochenlangen Unterbrechungen im Kampf, während deren Freund und Feind auf neutralem Platz Markt abhielten, wurden uns gegenüber von den heutigen Einwohnern Ngambes, von denen manch einer noch die Belagerung miterlebt hat, entschieden bestritten. Daß aber die Stadt nicht wirklich eingeschlossen war und von Westen her Hilfsmittel bekam, bestätigten alle, nur wollten sie die Unterstützung von dem stammesverwandten Bamum erhalten haben, während sie Dominik[7] dem auf Tibati eifersüchtigen Lamido von Banjo zuweist. Ich möchte in diesen Fragen eher den mir gegebenen Auskünften glauben, als denen, die Dominik erhielt, da meine wahrscheinlicher klingen.

Nachdem das Tikarland vom Joch der Fullah befreit war, bestätigte die

[1] Die Trümmer dieses später verlassenen großen Orts und seines Wallgrabens haben wir noch 1912 eine Stunde nordwestlich des heutigen Ngambe gesehen.

[2] Er nahm Morgen 1891 bei sich auf und versuchte 1893 Stetten festzuhalten.

[3] Morgen. Durch Kamerun. S. 281.

[4] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 159 ff.

[5] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 295.

[6] Dominik. Ebenda.

[7] A. a. O. S. 296.

deutsche Regierung die vorhandenen großen Häuptlinge und unterstellte dem klugen und tapfern Ngambe eine große Zahl kleiner, bisher unabhängiger Dörfer[1]. Nur das früher zu Mboaga gehörige Bengbeng wurde selbständig gemacht; Mboaga selbst war zerstört und verlassen. Der große Ort des Ngambe wurde der Häuptlingsplatz der ganzen Landschaft, im Mund der Europäer erhielt auch der Platz den Namen „Ngambe", während die Eingeborenen ihn weiter „Nsoflo", „das Kühle" nennen.

Die Macht von Tibati aber wurde erst völlig gebrochen, als die Expedition Kamptz, die schon einmal Tibati gestürmt hatte, auf einem zweiten Zug[2] dorthin den Lamido Mama Lamu, der sich zu einem schlimmen Despoten entwickelt hatte, gefangen nahm. Nach der bald darauf erfolgenden Gründung der Militär-Station in Banjo wurde Tibati vom Verwaltungsbezirk Joko abgetrennt und Banjo zugeteilt. Heute ist wieder, wie zu Barths[3] Zeiten, Tibati die südlichste Fullah-Niederlassung in dem allmählich immer mehr zerfallenden Staatengebilde Adamaua.

Die heutigen Wohnsitze[4]

Im westlichen Teil des Ost-Mbamlandes bewohnen auch heute noch die Tikar ihr altes geschlossenes Wohngebiet zu beiden Seiten des Kim und am oberen und mittleren Mbam. Das Inselberg-Gebiet um den Njua, die hohen West-Ndomme, die waldreichen Mittel-Ndomme und der Wald zwischen den Ndomme und dem Mbam werden von Tikar bewohnt. Jessom und Njanti-Gebirge liegen außerhalb des Tikarlandes.

Der südlichste Tikarstamm gehört zum Häuptlingsort Ditam. In dieser Gegend schieben sich die Tikar längs des Mbam und Kim als schmaler Keil nach Süden vor. Weiter nördlich verbreitert sich ihr Gebiet nach Osten; westlich dehnen sie sich über den Mbam aus und gehören dort politisch zum Reich Bamum. Im Osten zieht sich die Grenze des Tikargebiets hinüber zum Westfuß der Ndomme, wo zunächst in der breiten Bucht des Mpem ein breiter Grenzsaum liegt, auf dem Wute und Tikar durch einander wohnen. Dann aber wendet sich die Grenze in die Richtung West-Ost und verläuft jetzt ziemlich scharf und ausgeprägt am Steilrand der Ndomme: oben in den Bergen die Tikar, unten in der Ebene die Wute[5]. Diese Richtung der Grenze besteht noch heute deutlich in den hohen West-Ndomme und in den niedrigeren waldigen Mittel-Ndomme. Die wieder höheren und felsigen Ost-Ndomme hingegen werden von Wute bewohnt: hier läuft die Grenze wieder nach Norden, hinüber zu der aufgesetzten Gruppe der Labarä und östlich von Lomonji zum Mbam, wenn man hier über-

[1] Kamptz. Kol. Bl. X. 1899. S. 561.
[2] Kamptz. Kol. Bl. XI. 1900. S. 135.
[3] Vergl. oben S. 14. Anm. 2.
[4] Die Karte I: Völker des Ost-Mbamlandes soll lediglich die Verbreitung der Völker darstellen; eine kartographische Wiedergabe der Volksdichte war bei dem Mangel an zuverlässigen statistischen Unterlagen leider nicht möglich.
[5] Dominiks Grenze (Sechs Kriegs- und Friedensjahre S. 272) „der Kim" ist falsch.

haupt von einer Grenze sprechen darf, wo weite Gebiete zwischen den Wawue und Lomonji einerseits, den Djoté-Bergen andrerseits heute vollkommen unbewohnt sind. Auf dem rechten Ufer des Mbam, besonders seiner Ost-West gerichteten Laufstrecke, zieht sich das Tikargebiet noch weit nach Norden hinauf; hier liegt der große Häuptlingssitz von Bamkin. Nach Stetten[1] ist Maharba, am Fuß des Prinz-Luitpold-Gebirges, der nördlichste Tikarort. Weiter östlich, gegenüber dem Gebirgsstock der Wawue, wohnt der Tikarstamm der Jakomekwe. Zimmermann[2] erwähnt auf dem Weg Gorori-Banjo den „Tikarort Pataku". Ihre nördlichen Nachbarn sind, nach unsern Gewährsleuten, die Kuontscha[3] und die Mekwe (oder Makue), die eine den Tikar fremde Sprache sprechen und ihnen als stammesfremd gelten.

Die Wute bewohnen hauptsächlich den Osten des Ost-Mbamlandes. Bei ihnen ist, wie wir in ihrer Stammesgeschichte[4] gesehen haben, deutlich ein Hereindrängen von Norden bemerkbar; auch ihre anthropologische Stellung[5] weist ja auf eine Abstammung aus Norden. Wie wir einwandfrei feststellen konnten, sind die ursprünglichen Bewohner der Landschaft Tibati reine Wute gewesen, ihr Stammesname war „Drum". Auch in Banjo besteht, nach unsern Erkundungen, die eingeborene Bevölkerung aus Wute, die einen etwas abweichenden Dialekt sprechen, sich aber mit den Wuteleuten von Joko verständigen können. Auch früheren Reisenden scheint davon Mitteilung gemacht worden zu sein, denn Carnap[6] sagt, als er von den Plänen zu einem Marsch von Wutschaba nach Kunde spricht: „Bis nach Adamaua hinein ist die Wutesprache die Landessprache". Was er unter „Adamaua" versteht, sagt er freilich nicht, er meint wohl die unter der Herrschaft oder wenigstens dem Einfluß der Fullah stehenden Landschaften.

Die Ostgrenze des Wutegebiets fällt im allgemeinen mit der des Ost-Mbamlandes zusammen, mit dem Djerem; doch gelten auch die Orte Jangwa und Jamka am linken Djerem-Ufer noch als Wute-Niederlassungen, während andrerseits von dem starken Nachbarvolk der Baja einige Splitter auf das rechte Ufer hinüber gekommen sind. Aber eine wirkliche Völkerscheide bildet der große Fluß hier so wenig wie im Süden oder im Westen.

Auf dem östlichen Teil der Ndommehochfläche und in der weiten Djerembucht wohnen heute die Wute in geringer Zahl, ganz weit verstreut; in der Gegend von Tibati und besonders im weiteren Umkreis von Joko sind sie enger und zahlreicher zusammengezogen, von dort strahlen sie nach Süden und Südwesten aus, sich im Westen noch einmal bei Linde und im Süden bei Ndumba mehr verdichtend. Der westliche Teil des südlichen Ndommerandes bildet eine deutliche Scheide

[1] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 159 ff.

[2] Zimmermann. Durch Busch und Steppe. S. 179.

[3] Damit sind wohl die Bewohner der Landschaft am Fuß der Luitpold-Berge Stettens gemeint, die Hassert und ich 1908 als Gomtscha kennen lernten — sie waren damals wegen ihres ganz offen zugegebenen Kannibalismus bei ihren Nachbarn bekannt und gefürchtet.

[4] s. S. 14.

[5] s. S. 18 Anm. 5.

[6] Kol. Bl. 1898. S. 355.

gegen die Tikar, während weiter nach Süden gegen die Bati und Fuk keinerlei Grenze bemerkbar ist; die Siedelungen der verschiedenen Stämme liegen vermischt, weiter nach Süden werden die der Wute spärlicher.

Die Fu oder Fuk haben früher wahrscheinlich südlich des Ndommerandes in der ganzen Wute-Ebene gesessen, Ndumba war ihr Häuptlingsort. Heute sind sie vollkommen zersplittert. Sie leben entweder in den Wutedörfern oder in eigenen kleinen Siedelungen hier und da in der Wute-Ebene: südöstlich von Joko bildet Tina noch eine größere, selbständige Fuk-Niederlassung, eine zweite liegt am Fuß des Inselbergs Jessom, eine dritte, weiter im Osten erwähnt Dominik[1]; auch soll sich nach ihm ein vierter Teil der Fu wie ein Keil in die Bapea westlich des Mbam hineingeschoben haben.

Die Bati wurden im Ost-Mbamland ebenso zersplittert wie die Fuk. Sie wohnen heute im westlichen Teil der Wute-Ebene und an den Ufern des Sanaga; nach diesen Wohnsitzen werden sie von ihren Nachbarn oft einfach „Sanaga" genannt und nennen sich oft selber so. Die von Dominik mehrfach[2] erwähnten Batschenga-Fischer sind wohl nur eine Untergruppe der Bati. Zu Morgens Zeit[3] haben die Bati hauptsächlich westlich des Mbam, nordwestlich von Balinga gesessen; vielleicht ist das der „Keil der Fu", von dem Dominik spricht. Heute sind die Bati wieder in ihre alte Heimat östlich des Mbam zurückgekehrt, sie sammeln sich jetzt wieder politisch.

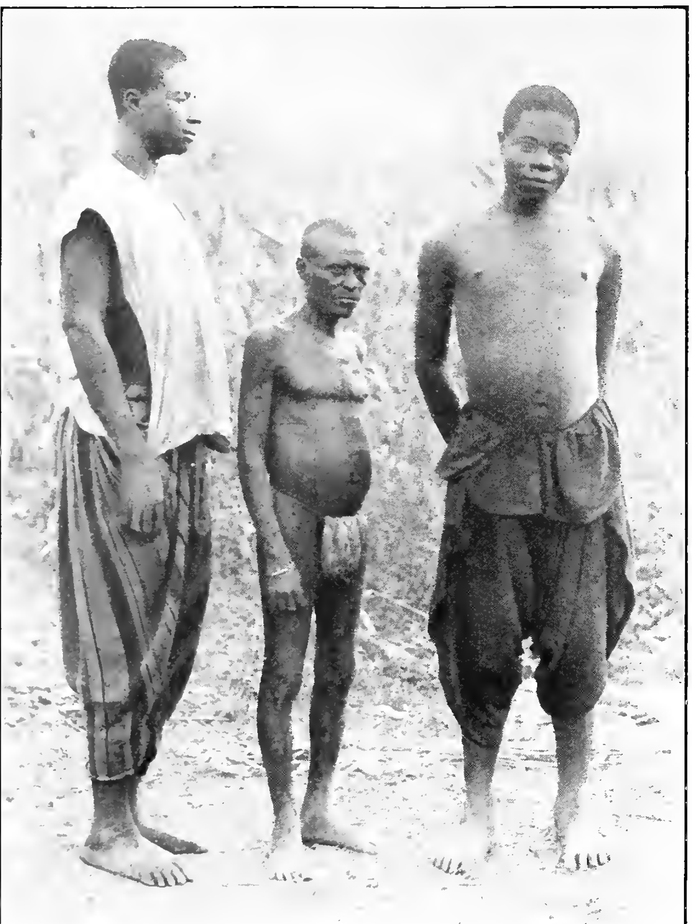
Der kleine Stamm der Njanti ist beschränkt auf das Inselgebirge im Südwesten des Ost-Mbamlandes, das wir nach seinen Bewohnern „Njanti-Gebirge" benannt haben. Die Njanti oder „Mendjanti" gelten bei allen Nachbarn als die Gebirgsbewohner, die früher durch die Flut der Wute nach Westen über den Mbam gedrängt wurden. Jetzt aber sind sie in ihre alte Heimat zurückgekehrt und wohnen am Fuß des Gebirgsstocks, hauptsächlich auf seiner Nordseite, haben auch einzelne kleine Siedelungen auf der innern Fläche des Gebirges. Der größte Njanti-Ort ist Ngakua, in der Nähe einer viel benutzten Fährstelle über den Mbam.

Balom (und Jandjom) trafen wir nur westlich und südwestlich des Njanti-Gebirges in der Nähe des Mbam[4]. Im Ort Djinga, in den Zähllisten der Station Joko fälschlich „Olinga" genannt, sitzt ihr größter Häuptling.

In dieser Südwest-Ecke des Ost-Mbamlandes am Fuß des Njanti-Gebirges haben all die vielen Völkersplitter Zuflucht gesucht und zum Teil auch gefunden, die der über sie hereinbrechenden Flut der Wute entrinnen wollten. Wie ein buntes Mosaik sieht hier die Völkerkarte aus.

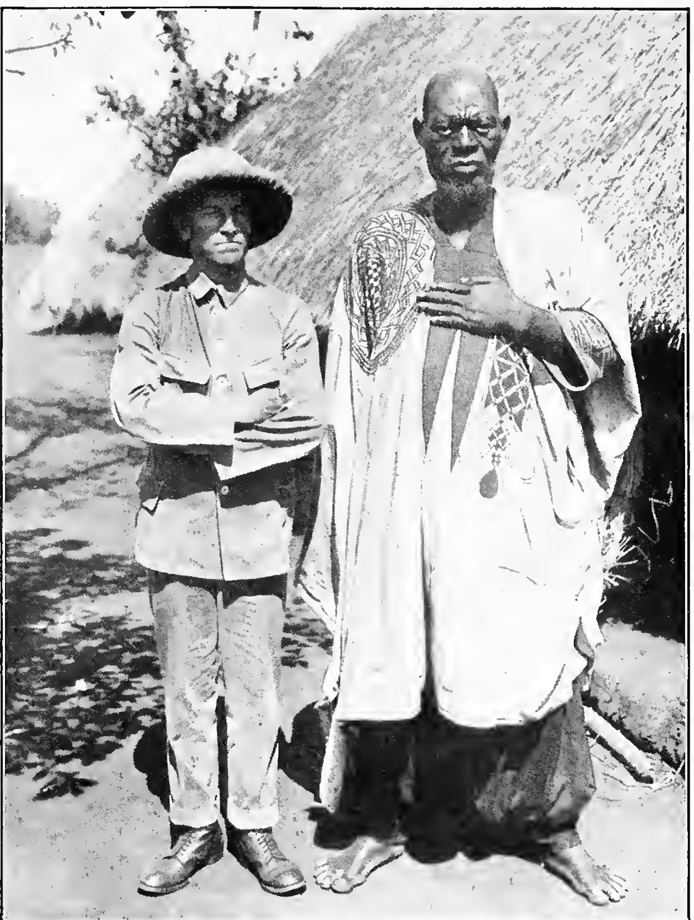
Mitten in diesem Völkergewimmel hat sich auf den Höhen des Gebirges, an seinem höchsten Gipfel, dem Jandjom, ein Rest einer afrikanischen Urbevölkerung erhalten, eine Horde Pygmäen[5]. Diese Zwerge wohnten bis vor

[1] Kol. Bl. 1905. S. 529.
[2] Zuerst in den „Sechs Kriegs- und Friedensjahren". S. 68.
[3] Morgen. a. a. O. S. 111.
[4] Vergl. 1. Teil S. 88.
[5] Vergl. 1. Teil S. 94 ff.



M. P. Thorbecke phot.

1. Pygmäe



M. P. Thorbecke phot.

2. Mbum

Hamburg: L. Friederichsen & Co.



H. Reimer phot.



H. Reimer phot.

Medzan, Mischlinge von Tikar und Pygmäen

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

kurzem in den Höhlen des felsigen Njanti-Gebirges. In kleinen Dörfern an seinem Fuß sitzen sie jetzt mitten zwischen den andern großen Negern.

Die im Tikarland lebenden Medzan sollen, nach Erzählungen der Ngambeleute, zuerst in der Nähe des Njua in den Wäldern des Kim gesessen haben, dann in die Felshöhlen der West-Ndomme gezogen sein. Heute wohnen sie in der Nähe von Ngambe in einem eigenen kleinen Dorf. Dahin haben sie sich erst in der Zeit der Fullah-Einfälle geflüchtet.

Es ist charakteristisch, daß die beiden Splitter einer wohl ältesten Bevölkerung gerade auf dem unzugänglichsten Insel-Gebirge und in den dichtesten Wäldern des Ost-Mbamlandes Zuflucht gefunden haben.

Im äußersten Nordosten unsres Gebiets, erst nördlich des Mekai, wohnen die Mbum, hauptsächlich in Tibati. Hier, wie in kleinen Dörfern am Meng, wo sie nach Nolte[1] wohnen sollen, bilden sie zwischen einer Wutebevölkerung ein landfremdes Element. Sie haben äußerlich Sitte und Religion der wenigen, ebenfalls landfremden Fullah angenommen und teilen sich mit ihnen in die Herrschaft über das alte Wuteland der Drum.

Grenzen

Die Völkerkarte des Ost-Mbamlandes zeigt, daß in diesem periodisch trockenen Gebiet selbst große Flüsse nirgends Völkerscheiden bilden, da sie in der Trockenzeit leicht zu Fuß passierbar sind. Nur der Mbam zwischen Bamum im Westen und den Tikarstaaten Ngambe, Bukamba, Ditam im Osten ist eine von beiden Seiten geachtete rein politische Grenze zwischen dem Staat Bamum und den Tikarstaaten. Aber die Bewohner beider Ufer des Mbam sind nach Abstammung und Sprache Tikar.

Größere Bedeutung als Grenze zwischen verschiedenen Völkern kommt steilen Bergmauern zu, wie dem steilen Südrand der Ndomme-Hochfläche. Die unwegsamen, hohen und steilen Inselgebirge, wie Njua, Jessom oder Njanti, sind Rückzugsgebiete schwacher Stämme, von Völkersplittern und Resten einer afrikanischen Urbevölkerung.

Die politischen Grenzen der Stammesgebiete scheinen häufig auf den trocknen, unfruchtbaren Wasserscheiden zu liegen, besonders wo diese sehr breit sind, z. B. zwischen Ditam und den Njanti, zwischen Jakong und Njua, zwischen Njua und Bengbeng.

Große und kleine Bäche sind fast nie Grenzen. Die einzige wirkliche Flußgrenze innerhalb des Ost-Mbamlandes ist der Meke-Bangere, der heute die Südgrenze des Lamidats Tibati bildet, die aber sicher nicht von den Eingeborenen selber gewählt, sondern von der deutschen Regierung so bestimmt ist. Bildete doch auch zwischen den beiden Wutestaaten von Linde und Ndumba früher das stark versumpfte Überschwemmungsgebiet des Ndjim die Grenze, nicht etwa der Fluß selbst. Das unbebaubare und daher auch unbesiedelbare Sumpfland auf seinen Ufern vertrat die Stelle der trocknen, unfruchtbaren Wasserscheide als Grenze zwischen politischen Gebilden.

[1] Kol. Bl. 1900. S. 285.

Auch die Grenzen zwischen dem Besitz verschiedener Dörfer liegen stets auf der Wasserscheide, weil ihren trocknen Boden niemand als Ackerland beansprucht.

Grenzen sind also nie scharfe Linien, sondern stets Säume oder Streifen, mehr oder weniger breit und fast stets tot.

Die sehr breite, unbewohnte Grenze zwischen den Tikarstaaten und dem Lamidat Tibati, die fast das ganze Dreieck Njua-Labarä-Djoté einnimmt, hat sich sicher erst im Lauf der Fullah-Kriege gebildet, also wohl erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Dies große Ödland bietet im waldreichen Quellgebiet des Kim und seiner Nebenbäche sicher ebenso fruchtbaren Ackerboden wie andere Landschaften. Die Tikar haben anscheinend vor den andrängenden Tibati ihre kleinen Ackerdörfer langsam zurück genommen und so mit voller Absicht zwischen sich und ihre Todfeinde diesen unbewohnten und daher schwer passierbaren politischen Schutzstreifen gebracht.

Wo aber in ganz besonders fruchtbarem Gebiet Völker — wenn auch nicht immer ganz friedlich — an einander stoßen, wie Tikar und Wute am Westfuß der Ndomme im Waldland des Mpem, da durchdringen sie sich gegenseitig, da biegt der politische Grenzsaum[1] bald nach Süden, bald nach Norden aus, da wechseln Tikar und Wute ähnlich über die Grenze hinüber und herüber, wie Bamum und Tikar am mittleren Mbam.

Politische Verhältnisse

Die Bantustämme der Wute-Ebene haben so wenig wie die im Waldland ein Staatswesen entwickelt. Jedes kleine Dorf war selbständig, jeder Dorfschulze unabhängig und ein „König"; jeder Zusammenhalt fehlte, leicht mußten sie nach einander dem Ansturm eines größeren, geschlossenen Staatswesens unterliegen.

Die Tikar hatten den Staatsbegriff schon höher entwickelt. Größere Gruppen mit mehreren Häuptlingen schlossen sich unter einem Oberhäuptling zusammen, auch ohne daß sie Not oder Bedrängnis von außen dazu zwang. Die Tikar haben den Schritt von der Zersplitterung in Einzel-Stämme zur Staatenbildung als wichtiges und wertvolles Ereignis ihrer Volksgeschichte gut im Gedächtnis behalten. Der Häuptling von Bamkin machte sich als erster zum Oberhäuptling mehrerer anderer; in Erinnerung an diese politische Tat, die auch andere Tikarstämme den Weg zur Staatenbildung wies und so politisch stärkte, genießt noch heute der Häuptling von Bamkin das größte Ansehen: er ist noch heute ein primus inter pares.

Die Stellung jedes Oberhäuptlings war bis zur Errichtung der deutschen Herrschaft nur auf Gewalt gegründet, daher auch dauernd Änderungen und Verschiebungen der tatsächlichen Machtverhältnisse. Erst die deutsche Verwaltung bestätigte die vorgefundenen Oberhäuptlinge und schuf so bleibende Zustände.

[1] Vgl. 1. Teil S. 50.

Viel stärker und tiefer als bei den Tikar ist der Staatsgedanke bei den Wute entwickelt. Er verdichtet sich in der Person des Oberhäuptlings, der mit unumschränkter Gewalt regiert, Land und Menschen seinen Günstlingen und Brüdern zu Lehen gibt und nur danach strebt, seine Macht und damit die seines Staates auszubreiten. Je unumschränkter ein Wutehäuptling regierte, um so strammer war in seinem Stamm die Ordnung[1], um so fester das Gefüge seines Staates. Bei seiner Ausbreitung und bei der Unterwerfung andrer Völker mußten sich die Unterworfenen in Sprache und Sitte dem Wute anpassen, sie wurden zu Gliedern des Wute-Staates und gingen auch bald ganz in ihm auf.

Wie sich die Staatsform der Wute der der kleinen Bantustämme überlegen zeigte, überwand der Feudalstaat der Fullah einen Teil der Wute und der Mbum. Was Passarge[2] über diese politische Organisation sagt, die der unsrer mittelalterlichen Staaten auffällig ähnelt, trifft in allen Stücken auf Tibati zu: charakteristisch ist auch hier das Bestreben des Lamido, sich mit möglichst zahlreicher waffenfähiger Gefolgschaft zu umgeben, und die Besetzung wichtiger Ämter mit Angehörigen unterworfener Negerstämme.

Ethnische und religiöse Gemeinschaften

Alle Völker und Stämme des Ost-Mbamlandes bilden ursprünglich nur ethnische Gemeinschaften; nirgends hält sie eine gemeinsame eigene Weltanschauung oder Religion zusammen.

So selbständig und rein die Tikar ihr Volkstum im eigenen Land gehalten haben, waren sie doch nicht im Stande, bei ihrer Ausbreitung über andre Länder den ethnischen Zusammenhang mit der alten Heimat auf die Dauer zu wahren. Kräftige Tikarscharen, die nach Bamum und Bansso auswanderten, machten sich dort wohl dauernd zu Herren der Einheimischen und halten heute noch ihre Überlieferungen hoch, haben aber jeden völkischen oder politischen Zusammenhang mit dem alten Tikar verloren.

Der Wute aber büßte nie sein Volkstum ein; er, der politisch stärkere, zwang alle die vielen unterworfenen Völker völlig unter seine Sprache und Sitte; sie hatten nur die Wahl, äußerlich Wute zu werden oder zu sterben. So hat sich der Wute überall durchgesetzt und behauptet.

Sobald aber die Macht der Wute gebrochen war, erwachte das Gefühl der ethnischen Zusammengehörigkeit bei den Unterworfenen, ohne sich zunächst in politischen Befreiungsversuchen zu äußern. So spiegeln sich heute die ursprünglichen ethnischen Gemeinschaften deutlich in der Siedelung wieder: die Völker wohnen auch da, wo sie durch einander gewirbelt sind, nicht in denselben Dörfern, jedes Volk baut sein kleines Dorf für sich. Das ist deutlich zu beobachten in der Wute-Ebene, auf den Ndomme an der Regierungsstraße von Jakong nach Joko, besonders aber rings um das Njanti-Gebirge; Wute, Tikar, Baja, Bati, Jandjom, Balom, Njanti und Fuk wohnen, politisch sogar noch zum

[1] Dominik. Kol. Bl. 1897. S. 417.
[2] Passarge. Kamerun (Deutsches Kolonialreich I). S. 472.

Teil unselbständig, in gesonderten Dörfern. Das Dorf Joko, in dem Leute aller Stämme beisammen wohnen, beweist nichts, da die Ortsfremden dahin durch die Regierung gezogen wurden, und da jeder Häuptling, der etwas auf sich gibt, dort eine Art Gesandtschaft unterhält, in der er auch beim Besuch der Station mit seinem Gefolge wohnt.

Auch die Haussa-Dörfer liegen immer für sich.

Aber in Tibati wohnen Leute aller Stämme eng gedrängt bei einander (Tafel 6, Abbildung 1); durch den Islam der Fullah, der den unterworfenen Mbum und Wute aufgezwungen ward, ist eine Art von religiöser Gemeinschaft verschiedener Stämme künstlich geschaffen. So fühlt sich der Wute von Tibati als Muhamedaner gegenüber seinem heidnischen Volksgenossen von Joko, er dünkt sich besser als dieser.

Die religiöse Gemeinschaft des Islam hebt so in gewissem Sinn die Trennung zwischen den verschiedenen ethnischen Gemeinschaften auf.



M. P. Thorbecke phot.

1. Einwohner von Tibati



M. P. Thorbecke phot.

2. Tikardorf im Wald

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Siedelung und Bevölkerung

Bedingungen der Siedelung

Die allgemeinen Bedingungen für menschliche Siedelung und Wirtschaft sind im Ost-Mbamland günstig. In tropischer Breite, in mittlerer Meereshöhe von 700—1200 m, in periodisch trocknem Klima gelegen, ist das Land abwechselnd von Wald und Gras bedeckt. Der Wald ist auch bei größerer Ausdehnung, wie in West-Tikar, nicht so dicht und undurchdringlich wie im Tiefland, die geringere Zahl der Bäume mittlerer Größe erleichtert das Roden, auch ist Busch- und Rankenwerk weniger üppig; einmal geschlagene Strecken sind verhältnismäßig leicht vom Wiederverwuchern frei zu halten. Dank der fast neunmonatlichen Regenzeit sind auch die Grasflächen als Kulturland zu benutzen.

Günstig für die Ansiedelung des Menschen ist weiterhin der große Gewässerreichtum, besonders der Reichtum an nie versiegenden kleinen Bächen, die dauernd gutes Trinkwasser liefern.

Schließlich die Oberflächenformen: trotz der Meereshöhe von 700—1200 Meter fehlen in unserm Gebiet größere zerrissene Gebirge mit steilen Hängen und engen Schluchten, überall dehnen sich weite Flächen, die bewohnt und bewirtschaftet werden können.

Die Lage der Siedelungen

Die Lage der Siedelungen ist in erster Linie abhängig vom Wasser. Ständig frisches und möglichst gutes Wasser zu haben, ist das erste Bedürfnis des Lebens. Bevorzugt werden meist Bäche von 2—4 m Breite, die in der Trockenzeit 20—40 cm tief sind und über Sandboden fließen. Solch ein Bach reicht für die Bedürfnisse eines Dorfes von etwa 100 Einwohnern; die größeren Ortschaften von mehreren 100 oder gar 1000 Einwohnern liegen nur dort, wo mehrere Gewässer zusammenfließen, schon allein wegen der räumlichen Ausdehnung der Siedelung. Kleine Dörfer werden mit Vorliebe an schmalen, steinigen Bächen mit starkem Gefälle angelegt, die dauernd klares, gutes Wasser führen.

Bei den Dörfern, die abseits von den großen Regierungs-Straßen liegen, deren Lage also von den Eingeborenen selbst gewählt ist, haben wir stets klares und gutes Wasser gefunden, ein Beweis, daß die Bewohner großen Wert auf das Trinkwasser legen. Dörfer aber, die auf Geheiß der Regierung an die große Straße

auf einen ihnen dort angewiesenen Platz gezogen sind, müssen sich häufig mit dem trüben, moorigen Wasser begnügen, das am Grund der Quellköpfe in der Savanne hervorsickert und in sumpfigem Bett träge dahin schleicht.

Auffallend ist die Tatsache, daß, mit Ausnahme von Tibati, nicht ein größerer Eingeborenenort an einem der großen Flüsse liegt und aus diesem Fluß sein Wasser schöpft. Bamkin, Ngambe, Jakong, Joko, Linde, Ditam, Njua, Bandum, Ndumba, alle liegen mindestens eine Wegstunde, manche noch viel weiter von den großen Flüssen entfernt, ein Beweis dafür, daß die Völker der Tikar, Wute, Fuk nicht Schiffer- oder Handelsvölker sind. In deutlichem Gegensatz dazu stehen die Siedelungen der Duala und Batanga an der Kameruner Küste und die am Unterlauf des Sanaga, auch die großen Negerstädte im Flußgebiet des Logone und Schari, die alle Handel und Schiffahrt in größerem Umfang treiben. Die geringe Schiffbarkeit der Flüsse, des Kim, des Mbam, des Djerem und des Sanaga, verbieten ihre Verkehrsausnützung. Dazu kommt das geringe Bedürfnis nach zum Leben notwendigen Massengütern auf der Wirtschaftsstufe eines ziemlich hoch stehenden Hackbaus in einem Land, das die meisten Lebensbedürfnisse selbst zu befriedigen im Stande ist.[1]

Nicht einmal die kleinen Orte, die nahe den großen Flüssen liegen, sind unmittelbare Anlieger; sie liegen an einem kleinen Seitenbach, etwa 1—2 km vom Fluß entfernt. Offenbar ist da die Furcht vor einer in jeder Regenzeit immer wieder drohenden Überschwemmung des Dorfes und der Äcker maßgebend. Unmittelbar am Fluß liegen höchstens einige Hütten, in denen Fährleute wohnen.

Die Lage der Siedelungen zum Wald ist verschieden bei den verschiedenen Stämmen. Die Tikar haben sicher alle ihre Siedelungen ursprünglich mitten im Wald angelegt (Tafel 6, Abbildung 2); sind doch die waldreichen Gebiete des Ost-Mbamlandes von Tikar bewohnt. Auch die großen Orte, die heute mitten in einer weiten Savannenfläche liegen, waren zuerst im Wald angelegt; bei dem großen Bedarf an Ackerfläche und an Brennholz ist dann der Wald allmählich in sehr weitem Umkreis abgeholzt und gerodet worden. Bestimmend ist für die Tikar die Güte des Ackerbodens. Der Waldboden übertrifft den Savannenboden bei weitem an Fruchtbarkeit. Neuerdings werden die Dörfer auch gern am Waldrand angelegt, die Häuser stehen dann auf der Savanne, die Äcker liegen auf gerodetem Waldboden.

Auch die Bati scheinen diese Lage am Waldrand zu bevorzugen. Die Annahme von Dominik[2], daß sie es um des Schattens willen täten, der für das Gedeihen von Bananen nötig sei, trifft aber wohl kaum zu, denn Bananen gedeihen auch in voller Sonne gut. Auch für den Bati wird die Fruchtbarkeit des Waldbodens den Ausschlag gegeben haben.

Die Wute aber legen ihre Siedelungen immer auf der Savanne an. Schon die viel geringere Waldbedeckung ihres heutigen Wohngebiets bedingt diese Wahl, die bei ihrer Abstammung aus dem waldlosen Norden fast traditionell

[1] Diese Gedanken werden in den Abschnitten über „die Lebensweise“ (S. 43 ff.) und „die menschliche Wirtschaft“ (S. 52 ff.) näher ausgeführt.

[2] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 46.

sein mag. Auch scheint ihnen als Kriegervolk weniger an der Güte des Ackerbodens zu liegen: sie gingen stets darauf aus, andere zu unterwerfen, so war für sie die strategische Lage der Siedelungen am wichtigsten. Daraus erklärt sich die Lage der ersten, von Dominik besuchten Stadt Nguttes auf einem steilen Plateau[1] und die der zweiten am steilen Südhang der Ndomme wie die einer Felsenburg[2].

Alle kleineren und mittleren Siedelungen des Ost-Mbamlandes sind so angelegt, daß die Wasserfluten der Regenzeit leicht abfließen können: sie liegen auf einer einzelnen kleinen Erhebung oder am Rand einer steilen Schlucht oder am oberen Ende eines schrägen Hanges; nie liegen sie in den Tälern. In einer so ausgedehnten Ortschaft wie Ngambe, die von mehreren kleinen Gewässern durchzogen wird, sind nur auf den höheren Teilen Häuser erbaut, die tief gelegenen, häufig sumpfigen Ufer der Gewässer sind nicht besiedelt.

Schutzsiedelungen und Zwingburgen

Schutzsiedelungen haben aus politischen Gründen alle Völker des Ost-Mbamlandes angelegt; taten es die Fullah[3] und die großen Wute-Häuptlinge mehr, um aus uneinnehmbarer Stellung um so sicherer das unterworfene Land zu beherrschen, so taten es die kleineren und schwächeren Völker, um sich so gut wie möglich gegen Überfälle fremder Eroberer zu schützen. Morgen[4], Stetten[5], Dominik[6] und Kamptz[7] beschreiben übereinstimmend die Niederlassungen unabhängiger Wute-Bauern an und auf den steilen, kahlen Felsbergen, die dem Ndomme-Rand vorgelagert[8] sind. Daß die Fuk beim Herannahen der Feinde auf den Felskamm des Jessom flüchteten, hat Waibel[9] ausführlich berichtet.

Von gleichen Siedelungsarten in Nord-Adamaua spricht Heinrich Barth[10]: „eine vereinzelte kleine Felshöhe von 400—500 Fuß Erhebung, wie sie in dieser Landschaft so zahlreich sind und gewöhnlich den festen Rückhalt einer kleinen Gemeinde bilden". Wie in Nord-Adamaua sind es auch im Wuteland nur wenig ausgedehnte, kahle Felsberge, die einer Dorfschaft gerade Raum für längeren oder kürzeren Aufenthalt gewähren können, nicht aber Platz für die Äcker, die irgendwo in der Ebene angelegt werden müssen.

Eine andere Form der Schutzsiedelung haben wir in Tikar und im Njanti-Gebirge beobachtet. Dort sind Inselberge und Inselgebirge so ausgedehnt,

[1] Dominik. Kol. Bl. 1897. S. 415.
[2] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 52—54.
[3] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in Kamerun. S. 273.
[4] Morgen. Durch Kamerun. S. 258.
[5] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 136.
[6] Dominik. Ebenda. S. 269.
[7] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 845.
[8] Vgl. 1. Teil S. 63.
[9] Ebenda S. 43.
[10] Barth, Heinrich. Reisen in Afrika Bd. II. S. 499. Vgl. auch S. 501, 513 und Tafel 16, die in der feinen Lithographie nach Barths Skizze diese Siedelungsart klar veranschaulicht.

daß ein mittelgroßes Dorf, auf den Njanti sogar mehrere große und kleine Ortschaften oben liegen können und reichlich Raum für Ackerflächen haben.

Eine dritte Art der Schutzsiedelung zeigen die von Morgen[1] und Dominik[2] erwähnten Siedelungen der Tschinga und der Mango-Wute auf kleinen Inseln des Mbam und des Sanaga; eine vierte die in dichten Flußwäldern versteckten, ganz kleinen Dörfer der Tikar nördlich des Mbam im Gomtscha-Gebiet und die andrer Stämme weitab vom Weg, deren Felder stundenweit vom Dorf entfernt sind, um nicht die Wohnsitze zu verraten[3].

Da seit Jahren im Ost-Mbamland zwischen den verschiedenen Völkern Frieden herrscht, hören die verschiedenen Arten der Schutzsiedelung allmählich auf; die kahlen Felsberge sind heute nicht mehr bewohnt, wohl aber liegen noch Dörfer am Fuß des einen oder andern, weil die Leute die Sicherheit einer solchen letzten Zuflucht noch nicht ganz missen mögen. In Tikar liegen auch heute noch einzelne Häuptlingsdörfer auf mittelhohen, ausgedehnten Inselbergen, so die von Bengbeng und Lomonji, während die Zufluchtsstätte Mengpang auf dem hohen Inselberg Njua nicht mehr vorhanden ist. Auch die Schutzsiedelungen auf Flußinseln bestehen heute nicht mehr.

Als Zwingburg und Festung in noch unsichern Grenzgebieten war von den Fullah[4] Joko im Wuteland errichtet, ebenso eine Siedelung auf einem Berg über mehreren großen Wutedörfern zwischen Tibati und Joko[5], wohl da, wo heute der selbständige Häuptling Sami[6] wohnt. Die Wute des Ngila wiederum hatten das starke Dorf Watare[7] im äußersten Westen ihres Gebiets und ein Sperrfort[8] dicht am Sanaga an der von Jaunde kommenden Straße errichtet. Von solchen Zwingburgen und Festungen ist heute nichts mehr zu sehen.

Dorfanlage und Befestigung

Im ganzen Ost-Mbamland bestehen die Siedelungen heute aus einem zusammengedrängten Häuserkomplex. Die Hausform ist das Rundhaus mit Kegeldach. Bei den Wute ist das Haufendorf typisch, das ohne Plan oder Regel angelegt wird (Tafel 7, Abbildung 1). Um einen offenen Platz von unregelmäßiger Form liegen die Hütten, auch das Häuptlingsgehöft, in wirrem Durcheinander: Jeder baut sein Haus, wo es ihm gefällt; der Eingang der Hütte ist nach einer beliebigen Seite gerichtet; hie und da findet man kleine Anpflanzungen zwischen den Hütten. Allmählich werden Pfade festgetreten, aber eine regelrechte Wegführung besteht nicht.

[1] Morgen a. a. O. S. 258.
[2] Dominik a. a. O. S. 135 und 137 und Kol. Bl. 1897 S. 415.
[3] Morgen a. a. O. S. 258; auf meiner ersten Reise haben wir öfter zwischen den Luitpold-Bergen und dem Mbam in solchen Dörfern gelagert, vergl. 1. Teil S. 34.
[4] Morgen a. a. O. S. 259.
[5] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 273.
[6] Vgl. 1. Teil S. 68.
[7] Dominik. Ebenda S. 228.
[8] Dominik. Ebenda S. 172.



M. P. Thorbecke phot.

1. Haufendorf der Wute



M. P. Thorbecke phot.

2. Straßendorf der Tikar

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Der Tikar legt dagegen sein Dorf regelmäßig an. Dieselbe Anlage kehrt in den kleinsten und in den größten Ortschaften wieder: ein langgezogenes Rechteck (Tafel 7, Abbildung 2), in großen Dörfern 200—300 m lang, das einmal wie ein Platz, ein ander Mal mehr wie eine breite Straße[1] wirkt, wird an der einen Schmalseite begrenzt durch das Häuptlingsgehöft; an den Längsseiten liegen einzelne Hütten und Gehöfte. Bei großen Ortschaften zweigen von diesem Häuptlingsplatz nach drei Seiten mittelbreite Straßen und schmale Gassen ab (Tafel 8), die wieder von Häusern und Gehöften begrenzt sind und meist eine regelmäßige, planvolle Führung erkennen lassen. Da das Tikardorf meist auf Waldboden angelegt wurde, mußte der Erbauer nach wohl überlegtem Plan den Platz aussuchen und den Wald roden.

Ob die Stadt Tibati als Fullah-, Mbum- oder Wute-Siedelung anzusehen ist, ist nicht mehr zu entscheiden. An den breiten Marktplatz setzt ein schmaler Häuptlingsplatz an; schmale und breite Straßen durchziehen in ziemlicher Regelmäßigkeit den Ort.

Welche Dorfanlage bei den verschiedenen kleinen, von den Wute unterworfenen Stämmen ursprünglich vorhanden war, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Nach Morgen[2] haben 1892 die Mwelle ähnliche Weiler mit Langhäusern gebaut, wie die Jaunde. Dasselbe haben uns die Bati von sich erzählt; sie haben jetzt alle die Siedelungsform der Wute angenommen: das Haufendorf, die Rundhütte mit Kegeldach.

Bei all den Ortschaften, die in Kriegszeiten im Ost-Mbamland angelegt wurden, finden wir heute noch Reste von Befestigungswerken. Wallgräben und Verhaue werden überall in der Literatur über dies Gebiet erwähnt. Aber die Befestigungen haben sich erst in der Zeit, in der schon Deutsche dort reisten, so überall hin verbreitet. Aus den Schilderungen von Morgen[3], Dominik[4] und Zimmermann[5] geht hervor, daß bis 1897 die großen Wutestädte noch unverschanzt waren, und die verschanzte Bergfestung von Ngandelle wird als etwas ganz Neues von Morgen[6] ausführlich beschrieben. Die Siedelungen der Fullah[7] hatten damals schon ebenso wie die der Tikar[8] Wall und Graben. Erst als die Wute die Macht der Deutschen zu fürchten begannen, befestigten auch sie ihre Orte. Die Befestigungen wurden ganz verschieden hergestellt. Wir haben Beschreibungen von einfachen Strauchverhauen bei einem Batidorf[9]; von dem 2 m hohen mit Lehm verschmierten Wall aus Strauchwerk mit erhöhten Bastionen, von dem 2 m tiefen Graben und inneren Verbindungsgräben der Festung Ngandelle; von dem breiten Erdwall, um Ngilas

[1] Vergl. 1. Teil, Tafel 16.
[2] Morgen. Durch Kamerun. S. 186.
[3] Morgen. Ebenda S. 100 und 254.
[4] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 228.
[5] Zimmermann. Durch Busch und Steppe. S. 108.
[6] Morgen a. a. O. S. 237
[7] Morgen a. a. O. S. 259.
[8] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 159. ff.
[9] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 71.

Stadt, der noch mit festen Palissaden gekrönt und durch einen sehr tiefen und breiten Graben geschützt war, ähnlich der Art, wie uns die Tikar ihre Befestigungen beschrieben; von der starken Befestigung Tibatis, dem Wall mit lebender Hecke und vier massiven Toren aus 5 m hohen Lehmwänden, die der von Ngaumdere nachgebildet war[1]. Die Verteidiger schossen mit Pfeil und Speer durch Schießscharten in den Palissaden.

Auch die Größe der Befestigungen war verschieden. Die Wute schützten nur ihren engen Wohnbezirk, ebenso die Fullah[2]. Die Tikar umgaben weite Flächen mit Wallgräben und erweiterten sie immer mehr[3]. Von Ngambe wird berichtet, daß die Umwallung siebenfach gewesen sei und die Länge des äußersten Grabens 18 km bei einer Tiefe von 5 m betrug[4]. Es wurden weite Ackerflächen mit einbezogen, sodaß eine Belagerung ausgehalten werden konnte.

Woher stammen diese Wallgraben-Befestigungen? Sicher sind sie bei den Wute nicht heimisch, die Fullah erst sind ihre Lehrmeister gewesen. Aber die Folgerung, daß auch die Tikar Wall und Graben dem Fullah abgesehen hätten, ist nicht richtig. Nach eigener Überlieferung der Tikar ist auch in früheren Zeiten, ehe die Fullah ins Land kamen, jedes mittelgroße Tikardorf befestigt gewesen. Die Gräben alter aufgelassener Siedelungen, die man hie und da noch mitten im dichten Wald findet, zeugen davon. Kleinkriege zwischen den Stämmen, ja zwischen Dorf und Dorf, gaben Anlaß zur Befestigung. Und da der Tikar der Typ des seßhaften Hackbauers ist, der das Wandern und Verlegen der größeren Dorfschaften nicht liebt, hat sich für ihn auch die große Arbeit des Aushebens eines tiefen und breiten Grabens stets gelohnt. Der viel unruhigere, häufig den Wohnsitz wechselnde Wute tat das nur in Zeiten der Gefahr. Als Beweis dafür, daß der Tikar schon seit sehr langer Zeit solche Befestigungen baut, kann die Stadt Fumban in Bamum gelten. Die Häuptlingsfamilie und die herrschende Klasse sind vor etwa 100 Jahren aus der Tikarstadt Bamkin gekommen und haben die Einwohner des damaligen Landes Bamum unterworfen. Nach alter Tikarsitte haben sie ihre Stadt mit mehrfachen Wallgräben befestigt, wahrscheinlich schon zu einer Zeit, als die Befestigungen von Banjo und Tibati noch gar nicht existierten[5]. Hat Passarge[6] intuitiv aus dem Vorhandensein von Wallgräben in Bamum und in Tikar richtig auf eine Verwandtschaft zwischen den Völkern geschlossen, so folgere ich umgekehrt aus der als sicher festgestellten Verwandtschaft den Ursprung des Wallgrabens bei den Tikar. Die Sitte der Befestigung ist bei ihnen so tief eingewurzelt, daß sie auch heute trotz der langen Friedenszeit noch aufrecht erhalten wird, zwar nicht bei

[1] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre S. 285.

[2] Bei der großen Bevölkerung von Tibati war der Wallgraben (nach Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 846) 6 und 3/4 km lang und umzog eine Fläche von 187 ha.

[3] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 58 und 65.

[4] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 159 ff.

[5] Auch war das Kriegslager der Fullah in Sanserni mitten im Tikargebiet nicht rings umwallt, sondern hatte nur an der Seite gegen Ngambe einen Wallgraben. Vergl. Dominik. S. 295.

[6] Passarge. Kamerun (Das deutsche Kolonialreich. Bd. I.) S. 487.



M. P. Thorbecke phot.

Gassen im Tikardorf

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

den Orten, die neu an der Regierungsstraße gebaut werden; aber abseits der Straße fanden wir bei dem erst wenige Jahre alten Wald-Dorf Umo eine Stück Graben neu ausgehoben.

Das Baumaterial

Bei allen Bauten, die der Bewohner des Ost-Mbamlandes, von welchem Stamm er auch sei, ausführt, bilden Holz, Gras und Lehm das Material. Stein wird nirgends benutzt. Das beruht keineswegs auf einem Fehlen dieses Materials; Stein gibt es in vielen Gebieten in großer Menge, und die kaolinartige Erde, die in mancher Schlucht gefunden wird, läßt sich als Bindemittel[1] gut verwenden. Wenn die Eingeborenen aber den Stein nicht als Baumaterial benutzen, liegt es daran, daß sie ihn nicht in verwendungsfähiger Größe vorfinden und ihnen zum Sprengen oder regelrechten Behauen größerer Blöcke die Werkzeuge fehlen. Gerade die Steinbrocken mittlerer Größe, die in europäischen oder asiatischen Bergländern in so großen Mengen die Geröllfelder bilden und aus denen schon von alters her Häuser und Befestigungsmauern — häufig ohne jeden Mörtel — aufgeführt wurden, kommen unter den Verwitterungsbildungen[2] des periodisch trocknen Tropenklimas im Ost-Mbamland nicht vor. Die einzige Verwendung, die der Stein in der menschlichen Wirtschaft findet, ist die als Schmiedehammer und Ambos oder als Mahlstein.

Da Holz, Lehm und Gras sehr viel leichter zu bearbeiten sind, als die großen Steinblöcke, werden ausschließlich diese Materialien zu allen menschlichen Bauten benutzt. Das Material ist allerdings wenig dauerhaft; an den Bauten wird fortwährend gebessert und geflickt, und nach wenigen Jahren muß fast der ganze Bau von Grund aus neu aufgeführt werden. Weil das Material so wenig dauerhaft ist, können die Siedlungen häufig verlegt werden mit verhältnismäßig geringem Arbeitsaufwand.

Gehöft und Haus

Die Tikar teilen, ebenso wie die Bewohner von Tibati, ihre mittleren und größeren Ortschaften in Gehöfte ein. Kleinere Gehöfte bestehen nur aus 3 oder 4 Hütten, die rings von einem hohen Graszaun umgeben sind; größere Gehöfte haben als Eingang ein hohes Torhaus, in dem der Fullah und nach seinem Beispiel auch der Tikar sein Pferd einquartiert, wenn er eines hat. Hinter dem Torhaus liegen das Haus des Mannes und mehrere Weiberhäuser (Tafel 9, Abbildung 1), deren jedes nur von einer Frau bewohnt ist, kleine Kornspeicher und eine überdachte Gruben-Anlage. Ab und an gibt es auch Stallungen für Ziegen und Schafe, meist kleine Hütten in der Rechteckform des Waldlandhauses[3];

[1] So sind all die weitläufigen Stationsgebäude in Joko aus Luftziegeln und diesem Kaolin, ohne Verwendung von Zement, gebaut worden.

[2] S. 2.

[3] Die Bakosi machen es ebenso. Vergl. Thorbecke. Das Manenguba Hochland. (Mitt. a. d. D. Schutzgeb. XXII. 1911. Bd. 5.) S. 25.

auch baut der Großmann in Tikar eine offene Rundhalle, deren Dach rings nur von dicken Pfosten ohne Wandgeflecht getragen wird: das Palmwein- oder Mimbo-Haus, als angenehmen, luftigen Aufenthalt für den Tag. Die Gehöfte großer Häuptlinge, wie das des Lamido von Tibati oder des Häuptlings von Joko sind sehr weitläufige Anlagen.

Nach außen hin ist das Gehöft ringsum abgschlossen durch einen übermannshohen Zaun, der aus den langen, festen Grashalmen der Savanne hergestellt ist (Tafel 9, Abbildung 2); geflochtene Matten sind an Längspfählen aus oft lebendem und grünendem Holz angebunden oder dünne Lagen Grases nur zwischen Querstangen befestigt. Bei Häuptlingsgehöften, besonders denen der Fullah[1], ist ein solcher Zaun oft bis zu 5 m hoch. Liegen, wie wir es am besten in Jakong, in Ngambe und in Tibati beobachten konnten, zwei Reihen von solchen Gehöften am Häuptlingsplatz oder an einer der großen Seitenstraßen, so wird durch die Zäune die Straße vollständig eingefaßt[2]. Da die starken Pfähle, an denen die Zäune befestigt sind, in der Regenzeit meist Wurzel fassen und wieder Laub treiben, bieten die kleinen runden Baumkronen über den gelben Graszäunen ein freundliches Bild, wie es nördlich, des Benue in Uba schon Heinrich Barth[3] auffiel.

Vielleicht haben die Tikar diese Sitte der Graszäune von den Fullah übernommen. In den Jahren, als in Sanserni die große Niederlassung der Fullah von Tibati mitten im Tikarlande lag, hatten sie Gelegenheit, Jahre lang Fullah-Bauweise zu beobachten[4] und ihre Annehmlichkeiten schätzen zu lernen. Doch sind in den Tikarorten nicht alle Gebäude eingefriedigt. Lebt eine kleine Familie in einer Hütte zusammen, so wird der Zaun nicht errichtet, auch findet man vernachlässigte Dörfer, wie z. B. das Dorf Njua, in dem sich die Leute nicht die Mühe machen, Zäune zu errichten oder auszubessern, sondern alles verfallen lassen.

Auch die Siedelungen der Haussa zeigen stets die Einteilung in Gehöfte und die geschlossene Mattenumzäunung. Da die Haussa Muhamedaner sind wie die Fullah, gestattet das vielleicht den Schluß, daß die Umzäunung, die das Leben der Frauen fremden Augen entziehen soll, erst von den muhamedanischen Stämmen ins Land gebracht wurde.

Das Wutedorf ist nicht in Gehöfte getrennt, höchstens ist der Häuptlingsbezirk von einem Zaun umgeben; alle andern Hütten liegen regellos, bunt durch einander. Stallgebäude, Kornspeicher, Grubenanlagen ähneln denen der Tikar. Charakteristisch für die Wutedörfer ist das sehr große, offene Mimbo-Haus, das 50—60 Menschen faßt; gegen Abend kommen hier die Dorfbewohner zusammen zum Schwatzen und Trinken; man kann es als ein öffentliches Gebäude ansehen, wie es in dieser Art den Tikarorten ganz fehlt, in dem auch der Häuptling Recht spricht, Versammlungen und Empfänge abhält.

[1] Vergl. Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 137.
[2] Vergl. 1. Teil Tafel 16.
[3] Barth a. a. O. II. Bd. S. 497.
[4] Vergl. Morgen a. a. O. S. 270.



M. P. Thorbecke phot.

1. Inneres eines Tikargehöfts



M. P. Thorbecke phot.

2. Tikargehöft mit Torhaus und Mattenzaun

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Als öffentliches Gebäude sind ferner die Moscheen in Tibati und in jeder großen Haussa - Niederlassung zu betrachten, ebenso die offenen Marktstände der Haussa in Tibati und in Joko. Nicht vergessen werden darf schließlich die offene Werkstatt des Schmieds in jedem größeren Dorf der Wute und Tikar. Größere Grabstätten und Totenäcker gibt es nicht in den Dörfern; die Toten werden neben ihren Häusern bestattet. Nur für die Häuptlingsfamilie legt der Tikar in einiger Entfernung vom Dorf einen besonderen Begräbnisplatz an.

Als Hausform[1] herrscht heute im Ost-Mbamland die Rundhütte mit Kegeldach. Die von den Wute unterworfenen kleinen Bantu-Stämme in der Wute-Ebene haben ihr Rechteckhaus aufgegeben und die Hausform der Wute angenommen[2]. Nur für das Vieh haben die Bati[3] noch längere Zeit kleine rechteckige Hütten gebaut, die aus Baumrinde gefügt waren, eine lebendige Erinnerung an ihre Verwandtschaft mit Waldvölkern. Die rechteckigen Junggesellenhäuser der Tikar haben wir in einigen großen und in ein paar ganz kleinen Orten gesehen. Sie haben nur ethnologisches Interesse und sind fast so selten wie die hohen Gebäude, die sich die Häuptlinge zum Teil von Baumeistern aus Bamum im Bamumstil bauen lassen, der überall westlich und östlich des Mbam als der kunstvollste und schönste gilt. Den Bamumstil haben wir nur an den Häusern der großen Häuptlinge von Bamkin, Ditam und Ngambe beobachtet.

Die Rundhütte mit dem Kegeldach ist im ganzen Ost-Mbamland leicht herzustellen, das nötige Baumaterial ist überall auf der Savanne zur Hand. Ein einziger starker Baumstamm ist als Mittelpfahl nötig, von ihm aus wird nach allen Seiten die gleiche Entfernung gemessen und kürzere Stämme und Äste rings im Kreis eingesetzt; aus Zweigen und den starken, daumdicken Grashalmen wird ein lockeres Geflecht zwischen sie gefügt und dieser zylindrische Unterbau, der 1—2 m aus der Erde hervorragt, später mit feuchtem Laterit beworfen. Zum Dachgerüst werden am liebsten die langen Rippen der Raphia verwendet; wo diese nicht wächst — und die Raphia ist selten hier zu Land — nimmt man dünne, möglichst gerade Zweige, die als Sparren von allen Seiten um die Spitze des Mittelpfahls gebunden werden. Dünne, konzentrisch angebrachte Querrippen in immer stärkerer Verjüngung werden mit Lianenseilen, die nur der Wald liefern kann, festgeschnürt[4]; und schließlich werden dicke Lagen dürren Grases mit Bastschnüren auf diesem Gerüst festgebunden. Da die Grasbündel sorgfältig schuppenartig über einander gelegt werden, läuft das Regenwasser ab ohne einzudringen; und da das Gras des Daches weit über den Unterbau herausragt, ja manchmal fast bis zur Erde hängt, kann die eigentliche Hauswand nicht vom Regen getroffen werden, selbst dann nicht, wenn das Gras bis zur halben Höhe der Wand von besonders sorgsamen Erbauern rundherum gleichmäßig beschnitten wird.

Ist das Haus gegen den herabfallenden Regen geschützt, so wird auch

[1] Vergl. 1. Teil, S. 26.
[2] Nach Morgen, S. 108, hatten auch anfangs der 90er Jahre die Tschinga westlich des unteren Mbam teilweise die Rundhütte angenommen.
[3] Dominik. Kol. Bl. 1905. S. 529.
[4] Vergl. 1. Teil, Tafel 15, Abbildung 1.

gegen die starken Schichtfluten, die sich bei jedem Guß auf dem meist etwas geneigten, ebenen Dorfplatz bilden, Vorsorge getroffen. Jede Bodenerhöhung wird bei der Wahl des Platzes ausgenutzt; außerdem wird von außen ein schräger Lehmsockel[1] von etwa 40 cm Höhe gegen die Hauswand aufgeworfen, der das Bespülen der eigentlichen Wand und das Hereindringen des Wassers in das Haus verhindert (Tafel 10). Wie nötig diese Vorsicht ist, erkennt man am Ende einer jeden Regenzeit: der untere Teil des kleinen schrägen Walles ist dann vollkommen unterspült.

Einen Schutz gegen die Termitenplage beobachteten wir in Tibati: hier wurde die ganze Hauswand nur aus Lehm, ohne Holzgerüst, hergestellt, und die Dachsparren wurden so fest unter einander verknüpft, daß man nach Fertigstellung des ganzen Hauses den Mittelpfahl herausnehmen konnte. Die im Boden lebenden Termiten finden so nirgends Holz, an dem sie ihr Zerstörungswerk beginnen können.

Das Haus wird mit einfachen, angetönten Lehmornamenten oder primitiven Zeichnungen in weißer Farbe auf der äußeren oder inneren Hauswand geschmückt.

Die Größe der Häuser ist sehr verschieden. Mag die Hütte, in der die Frau oder ein einfacher Mann wohnt, einen Durchmesser von 6 m haben und am Mittelpfahl 4—5 m hoch sein, so bauen sich die Häuptlinge Häuser von 15 m Durchmesser und bis zu 10 m Höhe. Die Wute sind darin ebenso kunstreich und geschickt wie die Bewohner von Tibati, während die Tikar das nicht so gut verstehen und ihre Häuptlingshäuser wesentlich kleiner bauen.

Eine primitive Form der Kegeldachhütte ist die Bienenkorbhütte (Tafel 11, Abbildung 1). Häufig findet man sie auf den Feldern, die nur zeitweise bewohnt werden. Die Bienenkorbhütte wird stets gebaut, wenn rasch ein regendichtes Unterkommen gebraucht wird, bei der Neuanlage eines Dorfes oder bei der Reise eines Häuptlings über Land[2]. Dabei werden eine Anzahl schwanker Zweige im Kreis in die Erde gesteckt, zur Mitte zusammengebogen und an einen Pfahl befestigt; so entsteht eine Kuppel, die dann von unten bis oben mit Gras bedeckt wird. Die Hütten der Haussa in ihren Niederlassungen sind so gebaut. Und die Schutzdächer, die sie sich ebenso wie der Neger bei Nachtrast im Freien herstellen, sind ganz ähnlich, nur werden hier die Zweige ohne Mittelpfahl oben einfach zusammengebunden und ein paar Bündel Gras darüber geworfen.

Wie die Kegeldachhütte sind die Kornspeicher gebaut, bei den Tikar die für Hirse viel kleiner; auch steht ihr Boden auf Pfosten zum Schutz gegen Ratten und Mäuse, das Dach ist zum Teil abnehmbar (Tafel 11, Abbildung 2). Die Speicher für Mais sind bei Wute und Tikar fast so groß wie ein Wohnhaus; sie bestehen aus einem Dachbau auf Pfählen, der unten einen festen Boden hat. Das Dach ist an einer Stelle zu öffnen, man steigt auf Leitern hinauf.

[1] Vergl. 1. Teil, Tafel 15, Abbildung 2.

[2] Vergl. Morgen, S. 232; auch wir haben solch fliegende Stadt aus Bienenkorbhütten in unglaublich kurzer Zeit entstehen sehen, als wir mit dem Häuptling von Linde und mit dem Lamido von Tibati zusammen reisten.



M. P. Thorbecke phot.

Lehmsockel an Hütten

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Von den turmartigen Schatzkammern mit feuerfester Decke aus gestampftem Lehm in Tibati und Ngambe, von denen Dominik[1] und Stetten[2] berichten, haben wir nichts mehr gesehen. Die einzigen massiven Lehmbauten, die wir in Tibati noch vorfanden, waren die Mauern um das Haus des Lamido (Tafel 12, Abbildung 1) und um die Moschee; von den einst so berühmten festen Tortürmen dieser Stadt standen nur noch klägliche Trümmer. Diese Lehmbauten mit festen Decken sind Erinnerungen an die Bauweise in den früheren Wohnsitzen der Fullah, in den befestigten Städten des holzarmen Sudan; in Garua, in Kusseri[3] oder in Dikoa, also in Stammländern von Fullah und Kanuri, herrscht die reine Lehmarchitektur des Sudan, ebenso bei den Tamberma im nördlichen Togo[4]. Die Moscheen in Tibati und Joko sind rechteckige Bauten aus Holz und Lehm mit hohem, beinahe spitzem Firstdach. Viele Holzpfosten stützen das Dach von innen und wirken wie dünne Säulen. Auf dem mit weißem Sand bestreuten Boden sitzen die Gläubigen. Selbstverständlich ist die Architektur dieser Bauten so wenig heimisch im Ost-Mbamland wie die Religion, der sie dienen.

Wohndörfer und Ackerdörfer

Selbst in der primitiven Wirtschaft der Bewohner des Ost-Mbamlandes können wir deutlich unterscheiden Ortschaften, in denen Nahrungsmittel gebaut, und solche, in denen sie verzehrt werden, ein ähnlicher Unterschied wie bei uns zwischen Land und Stadt. Es gibt zwar eine große Zahl mittelgroßer Ortschaften, die ihren Nahrungsbedarf in der unmittelbaren Umgebung der Wohnstätten bauen und alles, was sie selbst bauen, auch selbst verzehren; aber die größeren Häuptlingsorte sind angewiesen auf kleine Ackerdörfer, die in weitem Umkreis liegen, manchmal viele Stunden weit entfernt. Es sind oft gewissermaßen Landsitze von Edelleuten[5], die zeitweilig dort wohnen, dauernd aber eine größere oder geringere Zahl von arbeitenden Hörigen halten; oder es sind nur Äcker mit einigen primitiven Hütten, die zur Zeit der Saat und der Ernte bewohnt werden, und mit Speichern, in denen die Ernte aufbewahrt wird.

Bei den Herrenvölkern und den von ihnen Unterworfenen häuften sich früher große Menschenmassen in den Wohnsitzen der Oberhäuptlinge und der von ihnen eingesetzten Unterhäuptlinge. Stets mußte eine große Zahl waffenfähiger Männer um sie sein, was wiederum einen riesigen Troß von Weibern und Sklaven bedingte. Zu Morgens[6], Dominiks[7] und Stettens[8] Zeiten sind die großen, stadtartigen Wute- und Fullah-Orte von einem Kranz von Ackerdörfern umgeben

[1] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 274/75.
[2] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 159 ff.
[3] Vergl. Tafel 33,4 in Passarge, Kamerun (Das deutsche Kolonialreich, Bd. I).
[4] Preil. Deutsch-französische Waffenbrüderschaft im Hinterland von Togo und Dahome. S. 134 ff. und Tafeln.
[5] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 273.
[6] Morgen a. a. O. S. 87, 100 u. 254.
[7] Dominik a. a. O. S. 74, 228 und 274/275.
[8] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 112 und S. 137.

gewesen, sonst war das weite Land sehr arm an Siedelungen. Sobald die dauernden Kämpfe aufhörten, verbreiteten sich mittelgroße Ortschaften wieder mehr über das Land, besonders in der Wute-Ebene[1].

In den Teilen des Ost-Mbamlandes, in denen zur Zeit der endgültigen Besitzergreifung noch erbittert zwischen zwei starken Völkern gekämpft wurde, also überall in Tikar, fand man sehr ausgedehnte befestigte Ortschaften, die in ihrem Weichbild weite Ackerflächen bargen, um die Bewohner bei Belagerung vor dem schlimmsten Hunger zu schützen. Die vielen kleinen Ackerdörfer im Umkreis fehlten ganz; selten nur fand man sie in einem entlegenen Versteck. Aber kaum waren die drohenden Feinde aus dem Land vertrieben, machte sich sofort ein Bestreben nach Dezentralisation bemerkbar[2], und heute liegen wieder die Ackerdörfer um die größeren Tikarorte und viele einzelne mittlere Ortschaften über das ganze Tikarland verstreut. Der Wunsch der Regierung nach Besiedelung der Hauptstraßen trägt auch zu dieser Dezentralisierung bei.

Die Anhäufung vieler Menschen in wenigen großen Ortschaften ist im Ost-Mbamland also nur durch kriegerische Ereignisse bedingt. In friedlichen Zeiten neigt der Neger hier zur Anlage mittlerer Ortschaften: die der Häuptlinge einige hundert Einwohner stark, sodaß noch Ackerdörfer im Umkreis notwendig werden, die der Unterhäuptlinge oder Großleute mit 30—100 Menschen, die selber das zur Nahrung notwendige in der Nähe ihrer Wohnstätten bauen können.

Größe und Dichte der Siedelungen

Aus dem eben Ausgeführten folgt, daß Größe und Dichte der Siedelungen im Ost-Mbamland, wie in andern Gebieten Kameruns[3], in Folge der politischen Verhältnisse sehr gewechselt haben. Ortschaften von 800—1500 Hütten, in denen 3000—6000 Menschen leben[4], gibt es heute nicht mehr. Von dem großen Ort Sanserni, dem Kriegslager der Fullah vor Ngambe, in dem 10 000 Einwohner gelebt haben sollen[5], steht heute nicht ein Haus mehr. Und der Reisende, der die Regierungsstraße verläßt, findet häufig Reste verfallener Dörfer; selbst wo keine Häuserruinen mehr stehen, kann er an den im Gestrüpp weiter wuchernden verwilderten Bananen und an den nur vom Eingeweihten auffindbaren Grabstätten[6] die Lage alter Siedelungen feststellen.

Die größten Orte des Ost-Mbamlandes, Tibati und Ngambe, zählen heute noch nicht 2000 Einwohner. Die Sitze der andern großen Häuptlinge haben

[1] Dominik. Kol. Bl. 1902. S. 310.
[2] Ebenda S. 311.
[3] v. Bülow und Glauning. Mitt. aus den deutschen Schutzgeb. 1903. S. 247.
[4] Stetten, Kol. Bl. 1895, S. 111 und Dominik, Sechs Kriegs- und Friedensjahre, S. 261.
[5] Stetten. Ebenda S. 137.
[6] Die Gräber liegen im Dorf, jedes Grab wird durch einen starken Feldstein und einen sehr hart gebrannten Tontopf mit verziertem Rand bezeichnet. Sind die Hütten längst verschwunden, sind doch die verzierten Tonscherben noch erhalten. Sie dienen dem Neger selber zum Auffinden alter Grabstätten.



M. P. Thorbecke phot.

1. Bienenkorbhütte der Tikar



M. P. Thorbecke phot.

2. Kornspeicher der Tikar

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

einige hundert Bewohner. Dagegen gibt es zahlreiche Ortschaften mit 20—100 Köpfen. In der Inselberglandschaft des nordwestlichen Tikar, am Westfuß der Ndomme und bei ihrer Überquerung haben wir noch Gebiete betreten, in denen vorher kein Weißer war und deren Einwohnerschaft von ihren Oberhäuptlingen ängstlich vor der Regierung geheim gehalten wurde; nach den dortigen Verhältnissen darf man sich daher ein Bild von der ursprünglichen Siedelungsdichte machen. Wir fanden auf fruchtbarem Waldboden in Abständen von durchschnittlich 10 zu 10 km rings über das waldreiche Land zerstreut zahlreiche Ortschaften von 20—100 Einwohnern, die durch ein Netz schmaler, aber deutlich ausgetretener Pfade mit einander verbunden waren. Auch östlich von Joko fanden wir dieselben Verhältnisse, wo es den Leuten noch gelungen war, dem Drängen der Regierung nach Ansiedelung an den großen Straßen auszuweichen.

Durch den von der Regierung ausgeübten Druck ist die natürliche Dichte der Besiedelung jetzt ganz verschoben. An den großen Straßen vom Mbam über Ngambe, Jakong und Joko nach Ndumba zum Sanaga liegen die Dörfer dicht bei einander, meist nur 2—3 km von einander entfernt[1], stellenweise sogar noch dichter. An den nicht ausgebauten, aber beaufsichtigten Straßen Joko-Tibati, Ngambe-Ditam-Ndumba und Ndumba-Linde-Joko liegen durchschnittlich nach jedem 5. km Dörfer. Dafür aber sind ausgedehnte Flächen ganz entvölkert worden, die Fläche der Ndomme, die Wute-Ebene innerhalb des Straßendreiecks Joko-Ndumba-Linde, die weite Djerem-Bucht zwischen dem östlichen Ndomme-Rand und dem Djerem sind heute so gut wie unbewohnt. Da der Druck der Regierung anhält, ist eine weitere ungünstige Verschiebung in dieser Richtung vorauszusehen.

Die Zahl der Bevölkerung

Zuverlässige Angaben über die Bevölkerungszahl und über die Bevölkerungsbewegung in einem unkultivierten Naturlande sind nicht zu erlangen. Die Methoden der Zählung, die auf europäische Verhältnisse passen, sind dort undurchführbar. Der passive Widerstand, den die Eingeborenen aus Mißtrauen den Zählungen entgegensetzen, ist einstweilen nicht zu überwinden; man muß stets damit rechnen, daß sie falsche Angaben machen, daß noch zahlreiche Dorfschaften versteckt „im Busch“ liegen und so der Zählung entgehen, wie die von uns zum ersten Mal betretenen Dörfer im Inselberggebiet Nord-Tikars oder im Wuteland am Baschu, kaum 1—2 Tagemärsche weit von der Station Joko. Schließlich sind die von den Regierungsstationen mit der Zählung beauftragten eingeborenen Schreiber oft sehr unzuverlässig und häufig bestechlich, bei ihrer Halbbildung nicht weiter erstaunlich. Auf der Regierungsstation Joko wurden uns die Zähllisten zur Verfügung gestellt, die in den letzten Jahren im Bezirk angelegt waren und mit dem September 1912 abschlossen. Leider sind bei den Aufnahmen meist an Stelle der Ortschaftsnamen nur die Namen der Häuptlinge aufgeführt, eine Unsitte, die die Regierung vom Neger übernommen hat, trotzdem

[1] Vergl. Jahresbericht 1909—10. S. 85.

in den meisten Fällen jedes Dorf auch seinen Ortsnamen hat. Da wir auf unsern Wanderungen immer nur die Ortsnamen festgestellt haben und die Zähllisten der Station erst kurz vor unserm Rückmarsch erhielten, können wir in den meisten Fällen die von uns besuchten kleineren Ortschaften mit denen der Zählliste nicht völlig einwandfrei identifizieren; so habe ich kein sicheres Urteil darüber, welche Teile des Ost-Mbamlandes der eingeborene Zähler nicht besucht hat und in wie weit seine Angaben richtig sind.

Nach ihnen sind im Gebiet des Joko-Bezirks gezählt:

	4394	Tikar
	1724	Wute
	786	Balom
	736	Fuk
	373	„Sanaga", d. h. Bati
	333	Njanti
	136	Baja
also	8482	Einwohner.

Diese Zahlen sind ganz sicher falsch und viel zu niedrig. Nach ihnen sollen im Gebiet des Oberhäuptlings von Ngambe nur 1392 Tikar leben, ich weiß aber aus dem eigenen Mund der Eingeborenen, daß alle die zahlreichen und z. T. großen Ortschaften in dem von uns zuerst durchzogenen Inselberggebiet von Nord-Tikar und am Westfuß der Ndomme nicht mitgezählt sind; auch schätzt der Missionar Reimer, der schon seit 1910 in Ngambe lebt und wiederholt bei Festlichkeiten den größten Teil der Untertanen des Oberhäuptlings von Ngambe versammelt sah, ihre Zahl auf mindestens 4000. Auch von den Häuptlingen von Njua, Lomonji, Jakong und Bukamba wissen wir, daß sie abseits der großen Straßen noch manches versteckte Dorf haben, und wenn ihre Untertanen auch kaum — wie die des Häuptlings von Ngambe — das Dreifache der in den Listen angegebenen Summe zählen mögen, so darf man doch im ganzen die Zahl der Tikar des Joko-Bezirks auf reichlich das Doppelte der Zähllisten, also auf 10000 Köpfe annehmen.

Da ich auch bei den andern Stämmen, den Wute, Fuk, Balom, Bati und Njanti kleine, abseits liegende Dörfer gefunden habe, glaube ich auch ihre Zahlen höher als die der Listen ansetzen zu dürfen, auch mindestens um das Doppelte; ich würde danach die Einwohnerzahl des Joko-Bezirks auf rund 17 000 Köpfe berechnen, betone aber auch hier ausdrücklich, daß alle diese Schätzungen unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zuverlässig sein können. Da der Joko-Bezirk nicht das ganze Ost-Mbamland umfaßt, dessen südlichster Teil vielmehr schon zu Jaunde und dessen nördlichster zu Banjo gehört, darf ich nach dem vorher gesagten die Bevölkerung des Ost-Mbamlandes vielleicht auf reichlich 20 000 Köpfe schätzen. Gut würde zu dieser Zahl passen eine Schätzung des Stationsleiters Max Müller, der 1912 Joko stellvertretend verwaltete und (gelegentlich im Gespräch und ohne Heranziehung der Zähllisten) seinen Bezirk auf 15 000 Einwohner schätzte.

Im „Jahresbericht[1] für die Deutschen Schutzgebiete für 1912/13" sind Angaben über die Bevölkerung im Gebiet des Bezirksamts Jaunde gemacht, zu dem ja auch Joko als Unterbezirk gehört. Danach sollen in diesem Gebiet gezählt sein rund

20 000	Wute
6 500	Tikar
2 000	Fuk
1 500	Njanti
800	Balom
250	Baia (= Baja)
200	Batti (= Bati)

Auch diese Zahlen scheinen mir nicht glaubhaft. Das Verhältnis von 20000 Wute zu 200 „Batti" ist ganz sicher falsch. Schon Dominik hebt hervor[2], daß die Wute nie zahlreich waren im Vergleich zu ihren Nachbarn. Uns haben der Wutehäuptling von Linde wie der Batihäuptling von Ngoro übereinstimmend mitgeteilt, daß auch heute, nachdem die Bati durch Sklavenjagden, Kriege und Seuchen sehr viele Menschen verloren hätten, ihre Zahl die der Wute immer noch bei weitem übertreffe. Ich kann mir die Angaben des Jahresberichts nur so erklären, daß die meisten Bati dem Zähler als Wute bezeichnet worden sind, und daß noch ein Teil der Bevölkerung südlich des Sanaga dazu gerechnet ist. Ganz sicher ist die Zahl der Wute mit 20 000 viel zu hoch gegriffen. Daß ich umgekehrt die Zahl der Tikar höher als 6500 Köpfe schätze, habe ich schon oben ausgeführt.

Die Dichte der Bevölkerung

Umfaßt das Ost-Mbamland rund 20 000 qkm und würden nach der ursprünglichen Siedelungsweise[3] die Dorfschaften (ganz schematisch gerechnet) je 10 km von einander entfernt liegen, so würde das eine Zahl von 200 Ortschaften ergeben. Die Zähllisten der Station Joko ergeben auf 160 Ortschaften 8482 Bewohner, auf das Dorf also durchschnittlich 50 Menschen. Wie oben ausgeführt, glaube ich die Gesamtzahl doppelt so hoch annehmen zu müssen, also in ganz rohem Durchschnitt 100 auf ein Dorf. 200 Ortschaften im Ost-Mbamland würden so abermals 20 000 Einwohner ergeben. 20 000 Einwohner auf 20 000 qkm ergibt die sehr dünne Besiedelung von 1 Kopf auf den qkm, also eine Volksdichte = 1. Ich weise jedoch wieder darauf hin, daß diese Berechnung ganz schematisch ist; tatsächlich sind heute weite Strecken überhaupt unbewohnt, andere dafür erheblich dichter besiedelt. Dazu sind, ich betone es noch einmal, alle Zahlenangaben nicht als zuverlässig anzusehen, sondern nur schätzungsweise aufgestellt, um überhaupt einen annähernden Begriff von der Volksdichte des Ost-Mbamlandes geben zu können.

[1] Statischer Teil S. 41.
[2] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 48.
[3] Vgl. S. 37 ff.

Die Bevölkerungsbewegung

Nach den Berichten der ersten Reisenden ist das Ost-Mbamland früher dichter bevölkert gewesen als heute. Zu Morgens[1] Zeiten gab Ngila seine waffenfähige Gefolgschaft auf 2000 Mann an, Dominik[2] sah 1894 in Ngilas Stadt „wohl drei- bis viertausend Wutes", Stetten[3] nahm in Ngila 5000—6000, in Sanserni, der Lagerstadt des Lamido von Tibati vor Ngambe, gar 10 000 Einwohner an; und Moisel[4] rechnet, auf Grund der Tagebücher von Bülow, Glauning, Graf v. Stillfried auf Ngambe 10 000, auf „Ngila" 2400, auf „Tina" 2000—3000, auf Tibati aber nur 2000 Einwohner. Solchen Zahlen begegnen wir heute nirgends mehr. Mag auch die seit Errichtung des Friedens überall bemerkbare Dezentralisation, das Abwandern von den großen Ortschaften aufs Land, viel zur Verringerung der Einwohnerzahl der Häuptlingssitze beigetragen haben, so ist doch aus den Zeugnissen der Eingeborenen selber zu entnehmen, daß auch die absolute Bevölkerungszahl abgenommen hat. Tikar, Bati und Balom haben uns mehrfach übereinstimmend berichtet, daß ihre Völker früher viel zahlreicher waren, daß sie aber durch die Sklavenjagden und die jahrelangen Kriege mit den Tibati und den Wute sehr zusammengeschmolzen seien. Eine große Pockenepidemie hätte dann später ihre Zahl noch bedeutend verringert. Ein Beispiel erläutere ihre Berichte: das kleine Dorf Mongong, an der Straße von Ngambe nach Joko gelegen, das 1912 nur 16 Männer, 24 Weiber und 6 Kinder zählte, soll dem Häuptling von Ngambe mit 200 Schildträgern im Kampf mit Tibati[5], der zwischen 1891 und 1893 ausbrach, zu Hülfe geeilt sein!

Wenn auch seit der allgemeinen Impfung die Sterblichkeit etwas nachgelassen hat, so ist doch die Bevölkerung im besten Fall heute nur in sehr langsamem Zunehmen begriffen. Trotzdem kann ich dem Pessimismus derer, die aus dem Kleinerwerden der Häuptlingsorte auch heute noch auf ein weiteres Abnehmen der Bevölkerung schließen wollen, nicht beipflichten, da ich die Abnahme der Größe der Dörfer lediglich auf die Abwanderung zurückführe. Allerdings herrscht immer noch eine sehr starke Säuglingssterblichkeit; wir erfuhren z. B, daß einem Häuptling von 15 Kindern 7 gestorben waren, einem andern von 6 allein an Dysenterie 4, einem dritten von 20 an Pocken 16. Man trifft auch nur verhältnismäßig wenig alte Leute. Nach der Anschauung der Eingeborenen ist ein dauernder Stillstand der Bevölkerungszahl richtig und normal. Das geht auch aus einer Tierfabel der Tikar hervor: darin wird für gut und richtig erklärt, daß die Menschen stürben, denn sonst würden ihrer immer mehr und bald würde Ödland zur Anlage neuer Äcker nicht mehr vorhanden sein; so sollten immer so viele sterben wie geboren werden, damit die Zahl stets gleich bleibe!

Die Zähllisten ergeben, daß durchschnittlich bei den Tikar auf 3 Erwachsene

[1] Morgen. Durch Kamerun. S. 84.
[2] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre S. 79.
[3] Kol. Bl. 1895. S. 651.
[4] Mitteilungen a. d. deutschen Schutzgebieten. 1903. S. 251.
[5] Vergl. im Abschnitt „Geschichte" S. 17.

1 Kind, bei den Wute auf 4 Erwachsene 1 Kind kommt. Dieses Verhältnis ist gar nicht sehr schlecht und läßt die Hoffnung zu, daß sich die Bevölkerung langsam wieder vermehrt.

Von entscheidender Bedeutung sind für alle diese Hoffnungen und Wünsche die Ehe-Sitten der Eingeborenen. Die Frauen stillen ihre Kinder 2—3 Jahre lang, mitunter noch länger, und sind in dieser ganzen Zeit für den Mann unantastbar. In Folge dessen bekommen sie höchstens alle 3—4 Jahre ein Kind. Bei der schweren Kost der Neger ist auch die Muttermilch Jahre lang für die Kinder nötig; würden sie früher entwöhnt, würde wahrscheinlich die Kindersterblichkeit noch erheblich steigen. Die Milch der Ziegen aber kommt auch für eine längere Zukunft als Ersatz für Muttermilch kaum in Betracht, da der Neger hier, soweit er nicht unter hamitischem Einfluß steht, im Genuß von Tiermilch — einerlei ob von Ziegen oder von Kühen — einen Raub an den Rechten des jungen Tieres sieht.

In der Einehe ist im Ost-Mbamland die auf eine Frau entfallende Kinderzahl immer höher als in den Vielehen, besonders bei dem Haremsbetrieb der Häuptlinge. Während wir überhaupt nie eine kinderlose Einehe feststellen konnten, ja die in Einehe lebenden Frauen bis 5 oder gar 7 Kinder haben, wird die Kinderzahl der Frauen um so geringer, je mehr ihrer im Gehöft eines Mannes sind. Nach unsern Erkundungen hatte der Dorfälteste von Bambu von 2 Frauen 6 Kinder; der Häuptling von Ngati von 8 Frauen 15 Kinder, derselbe, als er Oberhäuptling von Ngambe wurde, von 100 Frauen nur 3 Kinder; der Häuptling Wambai von 8 Frauen wieder 8 Kinder.

Weiter zählten wir

beim	Großmann	von	Moschingbe	von	20 Frauen	15 Kinder,
„	Häuptling	„	Njua	„	20—30 Frauen	3 „ ,
„	Häuptling	„	Jakong	„	40—50 „	4 „ ,
„	Häuptling	„	Ngoro	„	10 „	2 „ ,
„	Häuptling	„	Linde	„	30—40 „	0 „ ,
„	Häuptling	„	Joko	„	50—60 „	0 „ ,
„	Lamido	„	Tibati	„	etwa 100 „	2 „ .

Auch aus den Zähllisten geht deutlich hervor, daß in den großen Dorfschaften, wo Häuptlinge und reiche Großleute wohnen, die Kinderzahl meist verhältnismäßig sehr gering ist. Der Grund dürfte teils in einem übertriebenen Geschlechtsleben und daraus folgender Impotenz der Männer zu suchen sein, teils im liederlichen Lebenswandel der Haremsfrauen, die dabei häufig geschlechtskrank werden oder bei unehelicher Schwangerschaft die Frucht abtreiben.

Von einer Einschränkung der Vielweiberei in mäßige Grenzen ist sicher eine stärkere Zunahme der Geburtenziffern zu erwarten; eine solche Einschränkung aber ist nur zu erzielen durch Maßregeln, die den Neger an der auch bei ihm verwundbarsten Stelle treffen: durch eine maßvoll gestaffelte Steuer, wie sie schon 1911 von einigen intelligenten großen Häuptlingen im West-Mbamland ganz aus eigenem Ermessen als Zuschlag zur Kopfsteuer nach der Zahl der Weiber erhoben wurde. Ein Anfang wurde 1913 vom Gouvernement — einst-

weilen ganz vorsichtig — gemacht[1], nachdem in einem Bericht an den Gouverneur über unsre Erfahrungen und Beobachtungen auf diese Ansätze zu einer Besteuerung und damit zu einer allmählichen Einschränkung der Vielweiberei hingewiesen war.

[1] Vgl. Amtsblatt für Kamerun. 1913.

Die Lebensweise des Menschen und ihre Anpassung an das Klima

Nahrung

Auf einer primitiven Kulturstufe ist der Mensch auf die natürlichen Quellen der Ernährung angewiesen, die in seiner unmittelbaren Umgebung von Boden und Klima ohne besondere Hülfsmittel hervorgebracht werden. Es fehlen dem Naturmenschen die technischen Fertigkeiten, durch besondere Anlagen den Wasserhaushalt zu regulieren, und die Verkehrsmittel, um aus andern Gebieten Lebensmittel in großen Mengen zur Stillung des eigenen Bedarfs heran zu bringen.

Was der Mensch durch seine Arbeit, durch Hackbau und Viehhaltung, im Lande selbst erzeugt, oder was er durch Jagd, Fischfang und Sammeltätigkeit aus ihm gewinnt, bildet einzig und allein seine Nahrung.

Da das Ost-Mbamland viele verschiedene Nahrungsmittel hervorbringt, ist die Ernährung seiner Bewohner verhältnismäßig abwechslungsreich und daher besonders bekömmlich. Vor allem andern legt der Tikar Wert auf eine schmackhafte Küche; es ist ihm durchaus nicht darum zu tun, sich nur den Bauch zu füllen, er will auch gut essen.

Die Grundlage der Ernährung bilden die mehlhaltigen Körnerfrüchte, dann Knollen und Wurzeln. Jede Mahlzeit muß diese Grundlage enthalten. Da aber die Speisen hauptsächlich aus diesen pflanzlichen Stoffen bestehen, bedarf der Mensch ziemlich großer Mengen, er gewöhnt sich dadurch so an das Viel-Essen, daß er nur durch große Mengen satt werden kann.

An erster Stelle stehen Hirsemehl und Maismehl; sie werden im irdenen Topf mit Wasser unter stetem Rühren zu einem gebundenen, brotartigen Kloß gekocht, ganz ohne Salz. Im Pidgin heißt die Speise überall, vom Manenguba-Hochland bis tief nach Adamaua hinein „Fufu". Um das Fufu schmackhaft zu machen, braucht der Neger Zukost, die entweder aus Öl, Gewürztunken, stark gepfefferten Gemüsen, Eiern, Fleisch oder Fisch besteht. Die Mannigfaltigkeit der Zubereitung ist überraschend.

Möglichst werden am Tag drei warme Mahlzeiten gehalten[1], morgens, mittags und abends. Besonders beim Dunkelwerden kann man in jeder Hütte die Bewohner um das Feuer hocken und essen sehen. Das Verfahren beim Essen ist denk-

[1] Für die Angaben über Ernährung kommen natürlich nur die Verhältnisse in den Neger-Dörfern in Betracht; in der Umgebung europäischer Stationen pflegen sie viel ungünstiger zu sein, weil sich dort eine Menge Menschen sammeln, die nicht selbst den Acker bebauen.

bar einfachst: mit den Fingern wird ein Stück der mehligen Speise abgebrochen, in die Zukost getaucht und zum Munde geführt, Geräte[1] zum Essen sind unbekannt.

Der Wechsel der Jahreszeiten bedingt die ganz verschiedene Zusammensetzung der Mahlzeiten im Lauf des Jahres. Im Anfang der Regenzeit wird das Fufu aus dem Hirsevorrat der letzten Ernte bereitet; junge Gemüse, Wildfleisch und Insekten bilden die Zukost. In der Mitte der Regenzeit gibt es jungen Mais, frische Kassada oder Makabo, auch junge Gemüse. Zur ausgehenden Regenzeit kann aus dem neuen Mais das erste frische Fufu gekocht werden, Süßkartoffeln und Makabo sind reichlich frisch vorhanden, Gemüse und Hühnerfleisch stellen die Zukost. In der Trockenzeit lebt der Mensch von Fufu aus Mais- und Hirsevorräten, von getrockneter Kassada und Süßkartoffeln; dazu gibt es mindestens einmal täglich reichlich Fisch und Eier, häufig auch Wildfleisch.

Die Bewohner eines Fukdorfes am Nje räuchern die Fische auf Vorrat. Ganz allgemein wird auch das Fleisch erlegter Säugetiere, das man nicht frisch essen will, über offenem Feuer geräuchert und einige Zeit so aufgehoben. Doch nimmt es sehr bald einen ekelhaften, fauligen Geruch an, der aber den Neger an seinem Genuß nicht hindert. In Tibati kommt dazu noch das in jeder Jahreszeit täglich auf dem Markt feil gebotene Rindfleisch; für die Besitzer der Herden selbst auch Milch und Butter. Auch in Joko ist mehrmals wöchentlich frisches Rindfleisch zu kaufen.

Als tägliches Getränk wird Hirsebier genossen, das auch nahrhaft ist und nur in großen Mengen berauschend wirkt. Den stark berauschenden, süßen Palmwein trinken wegen seiner Seltenheit wohl nur Häuptlinge und reiche Großleute.

Im ganzen darf man die Ernährung der Bewohner des Ost-Mbamlandes gut und reichhaltig nennen, wenn auch natürlich Unterschiede nach Stand und Mitteln vorhanden sind. Gute körperliche Verfassung, Ausdauer und Widerstandskraft sind teilweise darauf zurückzuführen.

Kannibalismus

Wenn man von der Ernährung des Menschen im Innern Kameruns spricht, darf man den Kannibalismus nicht vergessen. Entsprungen aus dem Hunger nach Fleisch, ist er zu einer Gewohnheit geworden, die besonders in den früheren Kriegszeiten leicht befriedigt werden konnte. Viele stammesfremde Gefallene oder Kriegsgefangene wurden einfach aufgefressen. Jeder Stamm des Ost-Mbamlandes sagt vom andern, daß er Menschen fräße, und von Angehörigen fast aller Stämme haben wir nach einigem Zögern das Geständnis gehört, daß seine Volksgenossen „in früheren Zeiten“ dem Kannibalismus gehuldigt hätten. Auch in der Literatur finden sich öfter Hinweise darauf.[2]

[1] Aus Kamerun kenne ich nur von den Bakosi des Manenguba-Hochlandes eine Art roher Bestecke.

[2] Dominik. Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 52.

Meist erschlug der Sieger Kriegsgefangene und fraß sie. Einzig von einem noch gar nicht lange verstorbenen Tikarhäuptling in Ditam berichteten seine Nachbarn, daß er junge Leute seines eigenen Stammes — besonders solche, die seinem Harem gefährlich wurden — kastriert, gemästet und bei großen Palmweingelagen gefressen habe.

Heute ist der Kannibalismus fast ausgerottet, dank dem scharfen Vorgehen der Station Joko, die jeden bewiesenen Fall unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Daß er aber doch noch ab und an vorkommt, beweisen die Gerichtsverhandlungen auf der Station, in denen noch kurz vor unserm Aufenthalt Todesurteile wegen Kannibalismus gefällt wurden.

Kleidung und Bewaffnung

Die Annahme, daß die Bewohner der heißen Tropen der Kleidung überhaupt nicht bedürfen, weil sie nachts in der Hütte seien und tags nicht unter Kälte zu leiden hätten, ist irrig. Einmal sind im tropischen Hochland schon in Meereshöhen von 700—800 m die frühen Morgenstunden oft bitterkalt, da die nächtliche Ausstrahlung oft noch 2 Stunden nach Sonnenaufgang nachwirkt. Zum andern aber werden auf der freien Grasflur in den ersten Nachmittagsstunden solch ungeheure Strahlungstemperaturen[1] erreicht, daß sich der Eingeborene gern dagegen schützt, ähnlich wie es der Bewohner der Wüste tut. Der Bewohner des Waldlandes, der unter viel gleichmäßigeren Lufttemperaturen und im dauernden Schatten des Waldes lebt, kann sehr wohl ohne Kleidung auskommen, im Sudan aber bedarf der Mensch der Bedeckung seines bloßen Körpers gegen Morgenkälte und die heißen Strahlen des Mittags. Im Übergangsgebiet des Graslandes ist der Mensch noch nicht im Stande, sich vollständige Kleidung selbst herzustellen, trotzdem er sie zum wirklichen Wohlbefinden braucht. In vielen Teilen des Kameruner Grashochlands geht der Neger noch heute völlig nackt, er muß daher um die Mittagsstunden die Hütte oder den Schatten des offenen Mimbohauses aufsuchen. Im Ost-Mbamland ist durch Handel und Verkehr heute das Tragen von Kleidern fast allgemein geworden.

Im Gegensatz zur Nahrung, die ganz im Lande gewonnen wird, stammt die Kleidung der Bewohner des Ost-Mbamlandes heute zum allergrößten Teil aus andern Gebieten. Das Land selbst bringt zwar Rohstoffe dafür hervor, die Baumrinde und die Baumwolle, aber ihre Behandlung ist mühsam. Als vom Einfluß der Fullah noch nicht die Rede war, stellten sich Tikar, Wute und die andern kleineren Stämme aus Baumrinde und Baumwolle das für ihre Bekleidung Notwendigste selber her: den Rindenstoff durch Klopfen eines geweichten, dicken Stückes Baumrinde, von der die Borke entfernt war; den Baumwollstoff durch Spinnen und Weben selbst gezogener Baumwolle mit

[1] Wir haben Strahlungstemperaturen nicht gemessen, dürfen aber — nach früheren Beobachtungen in Kamerun — annehmen, daß sie die Lufttemperaturen mindestens um 20° übersteigen, also 50°—60° erreichen können.

allerprimitivsten Spindeln und Webeapparaten. Das Bedürfnis nach Stoffen war damals nicht groß; nur die Männer trugen einen Lendenschurz, die Weiber gingen fast nackt, eine dünne Hüftschnur aus Bast oder eine winzige baumwollne Fransenschürze war alles, was sie trugen.

Der nach der Gründung der Lamidate Banjo und Tibati immer mehr wachsende Einfluß von Fullah und Haussa brachte rasch eine Änderung. Bei ihnen war jeder, auch der ärmste Sklave, bekleidet mit einem faltigen, von den Schultern herabhängenden langen Gewand[1], der Tobe, oder zumindest mit dem ärmellosen Haussa-Hemd; die Weiber trugen blaue oder blauweiß gestreifte Baumwolltücher[2]. Diese Gewänder kamen alle vom Norden, aus den Baumwollgebieten Adamauas, und waren hergestellt in mühsamer Handarbeit. Nach dem Vorbild der Fullah kauften Tikar und Wute beim Haussa-Händler Gewänder und Tücher, die zuerst mehr als Festkleidung neben dem Lendenschurz getragen wurden[3]. Kaum aber hatten die ersten europäischen Kaufleute billige europäische Baumwollstoffe in immer steigender Menge ins Land gebracht oder durch ihre schwarzen Händler selbst in die entlegensten Waldorte geschickt, um damit vom Eingeborenen den im Wald gesammelten Gummi zu kaufen oder richtiger zu tauschen, da wurde das Verlangen nach Kleidung allgemein.

Heute sind die meisten Bewohner des Ost-Mbamlandes bekleidet, höchstens in ganz abgelegenen Gebirgsdörfern der Ndomme sieht man noch nackte Frauen oder Männer nur mit dem Rindenschurz. Der Stoff ist europäisch, meist auch in der deutschen Kolonie englischen Ursprungs; der Schnitt der Kleidung nach Fullah-Art: Pluderhose und faltiges Gewand. (Tafel 12, Abbildung 2 und Tafel 1). Der europäische Anzug ist noch sehr selten; die Karrikatur des „Hosen-Niggers“ der Küste sieht man hier kaum. Häufig besteht die Kleidung nur aus Lumpen, die aber nicht abgelegt, sondern so lange getragen werden, bis sie dem Besitzer buchstäblich vom Leibe fallen. Häuptlinge und reiche Großleute tragen oft prachtvolle buntfarbige Staatsgewänder, die mit reicher Stickerei[4] verziert sind. Ebenso verbreitet wie die Gewänder sind bunte europäische Schlafdecken, deren Schutz gegen die kalten Nächte der Neger rasch begriffen hat.

Die in Ost-Mbamland hergestellten Waffen genügen in weit höherem Maß als die Kleidung den wirklichen Bedürfnissen des Eingeborenen. Er bedarf der Waffen zur Jagd und zum Kampf gegen wilde Tiere und feindliche Menschen. Aus selbst geschmolzenem und selbst geschmiedetem Eisen und aus Holz stellt er seine Waffen her. Für den Nahkampf braucht er Dolchmesser und Schwert, der Mbum-Neger hat daneben schwere eiserne Keulen oder hölzerne mit Eisenbeschlag. Dem Kampf auf mittlere Entfernung dient der Wurfspeer, der im Nahkampf als Stoßspeer[5] gebraucht wird. Viel weiter reicht der vom Bogen ge-

[1] Morgen. Durch Kamerun. S. 279.
[2] Ebenda S. 275.
[3] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 111.
[4] Diese Stickerei wird heute schon häufig in Europa mit der Maschine auf das dort in englischen, seltener in deutschen Fabriken fertig genähte Gewand gestickt.
[5] Vergl. 1. Teil, Tafel 33.



M. P. Thorbecke phot.

1. Lehmmauern in Tibati



M. P. Thorbecke phot.

2. Tikar in Fullahkleidung

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

schossene Pfeil. Er ist den weiten, offenen Savannen so recht angepaßt und wird bei der Jagd auf das flüchtige Wild am meisten gebraucht[1]. Aber auch im Kampf spielt der Bogenschütze[2] die Hauptrolle. Gegen den aus der Ferne abgeschossenen Pfeil und gegen den Wurfspeer haben sich manche Graslandstämme, so auch die Wute, eine Deckung verschafft in Gestalt von riesigen Schilden aus Büffel-Haut. Das Vergiften der Pfeile ist im Ost-Mbamland nicht heimisch, erst Haussa und Fullah haben es auch da eingeführt. Welche Gifte, ob Pflanzen- oder Leichengift, dabei verwendet werden, haben wir trotz aller Bemühungen nicht aus den Eingeborenen herausgebracht.

Schon lange vor Errichtung der deutschen Herrschaft brachten die Haussa von Norden her europäische Feuerwaffen, meist sehr minderwertige Vorderlader, die mit viel Pulver und gehacktem Blei oder Scherben geladen werden. Heute ist den Eingeborenen das Führen von Feuerwaffen verboten; sie werden beschlagnahmt, wo sie sich noch finden. Für die Bedürfnisse des Negers genügen ja zur Jagd auch Bogen und Pfeil oder Speer völlig.

Wohnung

Die Anforderungen, die der Bewohner des Ost-Mbamlandes an seine Wohnung stellt, sind Schutz ebenso gegen die Regengüsse und Schichtfluten der fast neunmonatigen feuchten Jahreszeit, wie gegen die Nachtkälte und die hohen mittäglichen Strahlungstemperaturen der Trockenzeit. Gegen den Regen schützen die schuppenartig über einander greifenden Grasbündel des Daches, gegen die Schichtfluten der wurftartige niedrige Wall um den unteren Teil der Wand. Gegen Kälte wie Hitze schützen die dicken Grasmassen des Daches gleichermaßen.

Die innere Einrichtung des Hauses ist verschieden je nach dem Zweck, dem es dient. Das Torhaus ist eine offene Halle mit niedrigen Lehmbänken zum Sitzen, die großen Häuptlinge halten hier Empfang. Der Boden ist häufig mit weißem Sand sorgfältig bestreut. Kleinere Häuptlinge oder Großleute haben ihr Pferd in diesem Haus. Nur beim Lamido von Tibati fanden wir eine verschließbare Bohlentür an diesen hohen Häusern; sonst stehen die großen Türöffnungen Tag und Nacht offen.

Jedes Wohnhaus ist in zwei Räume geteilt, von denen meist jeder einen Ausgang ins Freie hat und die mit einander durch eine Türöffnung verbunden sind. Alle diese kleinen Öffnungen lassen sich durch feste, aber leichte, aus Raphia-Holz gefügte Schiebtüren gut verschließen, was wegen der Nachtkälte wichtig ist.

Auf der einen Seite der Scheidewand liegt der Wohnraum, auf der andern der Schlafraum. Im Männerhaus sind beide gleich groß, im Frauenhaus nimmt der Wohnraum, der zugleich Küche und Arbeitsstätte für alle häuslichen Verrichtungen ist, zwei Drittel des Hauses ein. Im ganzen Ost-Mbamland hat in

[1] Vergl. auch Tafel 20.
[2] Vergl. 1. Teil, Tafel 34.

der Weiberhütte der Mahlstein den besten Platz, der Tür gegenüber, wo gutes Licht von der Seite auf die Arbeitende fällt. Diesen bevorzugten Platz des Mahlsteins habe ich nirgends im westlichen Grashochland gesehen. Dort liegt der Mahlstein meist ziemlich im Winkel. Der gute Platz, den man ihm im Ost-Mbamland gibt, ist charakteristisch: die Hauptnahrung des Menschen besteht hier aus Körnerfrüchten, aus Hirse und Mais, die gemahlen werden müssen, während westlich des Mbam viel mehr Bananen und Süßkartoffeln gegessen werden. Auf der offenen Herdstelle brennt dauernd ein Holzfeuer, an dem in der Regenzeit ein jeder, der das Haus betritt, die nasse Haut und die triefenden Kleider trocknen kann. Das Holz wird als Vorrat für die Regenzeit in der Hütte aufbewahrt.

Im Schlafraum stehen meist zwei oder drei der niedrigen, hölzernen Bettgestelle, die dem Europäer so unbequem erscheinen, die der Neger aber als herrlichste Lagerstatt schätzt. Auch ist in jedem Schlafraum eine kleine, mit erhöhtem Rand versehene Feuerstelle, auf der abends Feuer gemacht wird, das bis gegen Morgen glimmt, zum Schutz gegen die Nachtkälte. Häufig ist über dem Schlafraum ein Zwischenboden angebracht, in dem Mais gespeichert wird. Man erklettert den Speicher vom Wohnraum aus auf einer primitiven Leiter. Die Folge solcher Vorräte im Haus ist eine arge Rattenplage. Die Wohnhäuser werden sonst sehr sauber gehalten.

So primitiv das Haus des Ost-Mbamlandes zuerst anmutet, und aus so einfachen Mitteln es hergestellt wird, ist es doch den klimatischen Bedingungen und den Bedürfnissen des Lebens sehr gut angepaßt. Wir haben mehrfach in solchen Häusern gewohnt, haben gefunden, daß der Aufenthalt unter dem dicken Grasdach bei Tage kühl und bei Nacht warm ist. Den Mangel an Helligkeit empfindet der Neger nicht, da er weder liest noch schreibt. Handwerk und Handfertigkeiten nimmt er nicht inmitten der Hütte, sondern an der Tür oder in dem offenen, hellen Mimbohaus vor.

Gesundheit und Krankheit

Das periodisch trockene Klima bietet dem Menschen stets genügend Wasser ohne die Schädigungen dauernder Feuchtigkeit; genügend hohe Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht, ohne den schroffen Temperaturwechsel der Wüste, bewahren den Menschen vor Verweichlichung und härten ihn einigermaßen ab. Trotzdem sind die gesundheitlichen Verhältnisse nicht besonders günstig. Die Meinung von Morgen[1], daß die Wute außer einem ansteckenden Hautausschlag andere Krankheiten nicht kennen, hat sich leider nicht bestätigt. Zwar erscheint das tägliche Leben der Eingeborenen ganz hygienisch. Die Nahrung ist meist ausreichend und immer gut zubereitet. Auf körperliche Reinlichkeit wird durch tägliches Baden großes Gewicht gelegt; da der Gesunde dazu stets das in den Abendstunden kühle, aber nicht zu kalte fließende Wasser benutzt, wirkt das Bad abhärtend auf die

[1] Morgen. Durch Kamerun. S. 199.

Haut, ohne zu Erkältungen Veranlassung zu geben. Die am Knaben ausgeführte Beschneidung wird von den Eingeborenen selbst als eine Maßregel bezeichnet, die Reinlichkeit und Gesundheit in gleichem Maße fördert. Gegen Regen und Nachtkälte bieten die Hütten mit den Tag und Nacht brennenden Feuerstätten genügend Schutz.

Trotz alle dem kommen viele Erkrankungen vor. Mag auch die Zahl der Krankheitserreger verhältnismäßig gering sein, so fehlt doch den Eingeborenen meist die medizinische Kenntnis, um Krankheiten und andere Schäden gleich im Anfangszustand zu bekämpfen. Auch leichte Fälle werden dadurch häufig gefährlich.

Schon wenige Jahre nach Morgens großer Reise berichten Dominik[1] und Kamptz[2] von einer schweren Pockenepidemie in der Stadt des zweiten Ngila. Diese Seuche hat auch sonst im Ost-Mbamland furchtbar gewütet; gerade in den ersten Jahren der deutschen Herrschaft hat sie bei allen Völkern zahlreiche Opfer gefordert, bis durch eine allgemeine Schutzpockenimpfung ihrer weiteren Verbreitung Grenzen gezogen wurden. Die Eingeborenen erkannten sehr rasch den Wert der Impfung, sie benutzen heute jede Gelegenheit, ihre Kinder impfen zu lassen.

Gegen die vielen, oft sehr heftig auftretenden Darmerkrankungen gibt es noch kein in großem Maßstab anwendbares Schutzmittel; besonders die Dysenterie fordert manches Opfer. Darmerkrankungen treten meist nach übermäßigem Fleischgenuß auf; war die Jagd erfolgreich, verschlingt der Eingeborene in kurzer Zeit riesige Mengen Fleisch, oft halb gekocht und ungesalzen, die schädlichen Folgen sind ihm im Augenblick des Genusses ganz gleichgültig. Dysenterie tritt häufig epidemisch auf und fordert in manchem Dorf in kurzer Zeit viele Opfer. Die einstweilen unausrottbare Gewohnheit, unabgekochtes Wasser aus denselben Bächen zu trinken, in denen gebadet wird, ist sicher eine der Hauptursachen für das häufige Auftreten der Dysenterie als Volkskrankheit.

Todesfälle als Folge von Erkrankungen der Atmungsorgane[3], meist von Erkältungen, sind nicht selten. Ab und an scheint Tumor die Todesursache zu sein; die Tikar behaupten, ihn durch Leichenöffnung feststellen zu können. Aber gegen all diese Krankheiten kennt der Neger kein Heilmittel.

Giftwirkung durch heimlichen Giftmord, Schlangenbiß oder Pfeilgift war in früheren Jahren eine häufige Todesursache. Über die Giftstoffe schweigen alle Eingeborenen, keiner will die Giftpflanzen verraten oder zugeben, daß er die Bereitung des Giftes versteht. Nach ihren Erzählungen sollen einzelne Kundige Gegengifte haben; etwas Bestimmtes aber war nicht zu erfahren, da der Neger einem Menschen, der mit Gift Bescheid weiß, auch Zauberkräfte zutraut.

Mit Ausnahme der auf Inselbergen oder auf der Höhe der Ndomme gelegenen Ortschaften kommt bei dem Reichtum an träg fließenden oder versumpften Gewässern fast überall Malaria vor; sie nimmt beim Neger nie die Form des

[1] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 159.
[2] Kamptz. Kol. Bl. 1896. S. 558.
[3] Vergl. Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 268.

Schwarzwasserfiebers an und verläuft nie tötlich, ruft aber doch heftige Krankheitszustände hervor.

Geschlechtskrankheiten sind vielleicht erst ins Ost-Mbamland eingeschleppt worden und haben sich mit dem wachsenden Trägerverkehr immer weiter verbreitet bei dem freien Leben der unverheirateten Mädchen und der geringen ehelichen Treue der Haremsfrauen. Leichte und schwere Krankheitsfälle kommen bei allen Völkern vor, ohne daß sich der Einzelne über die Ansteckungsgefahr recht klar ist.

Schwere Schädigungen der Gesundheit, oft mit tötlichem Ausgang, können durch kleine Wunden und Verletzungen entstehen, die meist vernachlässigt oder mit ungeeigneten Pflanzenpflastern behandelt werden. So gehen sie meist in Eiterung über, und furchtbare Geschwüre sind die Folge. Bei der dem Neger eigenen Nachlässigkeit richtet selbst der aus Brasilien eingewanderte lästige Sandfloh, der bei einiger Achtsamkeit immer entfernt werden kann, wirkliche Verstümmelungen an. Morgen[1] sah Leute, die alle Zehen durch ihn verloren hatten, und auch wir haben an manchem Negerfuß tiefe Löcher beobachtet, die mehr oder minder vereitert waren.

Ob Aussatz vorkommt, kann ich nicht mit Gewißheit angeben, da mir die medizinische Kenntnis zu seiner einwandfreien Feststellung fehlt. Ich sah auf der Straße einige Leute in sehr elender Verfassung mit ganz verstümmelten Füßen, die von meiner Dienerschaft mit Scheu betrachtet wurden, da sie „an einer sehr schlimmen Krankheit" litten. Vielleicht war es auch Frambösie. In den Dörfern konnte ich darüber nichts erfahren. Doch halte ich es für wahrscheinlich, daß hier Aussatz ebenso vorkommt wie in Bali, wo er von den Basler Missionaren sicher festgestellt wurde.

Nach den Erfahrungen der Beamten des Joko-Bezirks und unsern eigenen, ist Schlafkrankheit bisher im Ost-Mbamland nicht vorgekommen. In der sumpfigen Djerembucht, die wegen Tsetse von den wandernden Rinderherden gemieden wird, könnten aber wohl Herde sein.

Die gesundheitlichen Verhältnisse des Ost-Mbamlandes sind periodisch wie sein Klima und das ganze Leben seiner Bewohner. Im allgemeinen ist die Trockenzeit gesund, nur Hautausschläge kommen häufig in ihr vor. Mit dem Einsetzen der ersten Regen stellen sich Malaria und Dysenterie ein, häufig epidemisch; auch Erkältungen der Atmungsorgane treten auf, da die nur leicht bekleideten Neger durch die plötzlichen starken Regenschauer oft bis auf die Haut durchnäßt werden. In der Höhe der Regenzeit sind Erkrankungen nicht so häufig wie bei Beginn. Die Übergangszeit ist die Zeit der Krankheiten und Seuchen, die Eingeborenen halten sie für die ungesundeste Zeit im Jahr; auch wir hatten in den Übergangsmonaten die meisten Krankheitsfälle in unsrer Karawane bei Schwarz und Weiß.

Gunst und Ungunst der Jahreszeit

In weit höherem Maß als der Bewohner der europäischen Kulturwelt ist der primitive Tropen-Mensch abhängig von dem periodischen Verlauf des

[1] Morgen. Durch Kamerun. S. 193.

Klimas. Sein ganzes Leben ist darauf eingestellt. Ist bei den Viehhirten Adamauas die jährliche Wanderung zu den Salztränken der Mittelpunkt von Leben und Wirtschaft, so bei den Hackbauern der Savanne die Ausnutzung der Regenmonate für die Feldbestellung. Die Einteilung des Jahres in eine Zeit des Wachstums und in eine Zeit der Ruhe im Pflanzenleben ist nicht in allen Erscheinungen oder Wirkungen der unsres Sommers und Winters gleich zu setzen. Im gemäßigten Klima Europas mit Niederschlägen zu allen Jahreszeiten ist der Sommer, die Jahreszeit des Wachstums, dem Menschen angenehm, freundlich und günstig, der Winter feindlich und ungünstig. Im periodisch trocknen Savannen-Klima der Tropen bringt die feuchte, fruchtbare Regenzeit zugleich alle Unbilden der Witterung: Sturm und Wasser zerstören die menschlichen Behausungen und die Wege, sie hindern den Verkehr, Erkältungskrankheiten und Seuchen treten in ihrem Gefolge auf. Die Zeit der trocknen Dürre aber gestattet den über alles geliebten dauernden Aufenthalt im Freien: sie ist die Zeit des lebhaften Verkehrs, die Zeit der Jagd und der Feste.

Wie in unserm heimischen Klima der gemäßigten Zone fällt auch im periodisch trocknen Savannen-Klima der Tropen die Zeit des Wachstums zusammen mit einer Zeit landwirtschaftlicher Arbeit[1]. Nicht, daß während der Ruheperiode der Natur die Arbeit des Menschen ganz aufhörte: wie bei uns im Winter muß im Ost-Mbamland in der Trockenzeit ein gut Teil landwirtschaftlicher Arbeit geleistet werden zur Vorbereitung auf die Zeit des Wachstums. Bei uns geschieht im Lauf des Jahres die Bestellung der Felder und die Saat mehr allmählich, die Ernte aber bringt die größte und dringendste Arbeit, zu der stets auch ein größeres Aufgebot menschlicher Arbeitskräfte nötig wird. Im periodisch trocknen Ost-Mbamland ist umgekehrt die Zeit der Bestellung und der Saat zu Beginn der Regenmonate am arbeitsreichsten. Das Fehlen von Pflug und Zugtier zwingt zum mühsamen Hackbau in der einzigen Zeit im Jahr, in der der Neger wirklich den ganzen Tag arbeiten muß, nicht nur ein paar Stunden nach seinem Belieben. Dazu vermehrt die Notwendigkeit, zum Schutz gegen den Regen jetzt Dächer und Wände auszubessern und trocknes Holz in den Hütten zu stapeln, die Arbeitslast. Da gleichzeitig die Vorräte des verflossenen Jahres zusammenschmelzen und neue Nahrungsfrüchte noch nicht gereift sind, ist die Zeit der ersten Regenfälle für den Bewohner des Ost-Mbamlandes am schwersten im Laufe des Jahres zu überwinden. Am schönsten ist das Ende der Regenzeit, wenn die Nahrungsfrüchte im Überfluß vorhanden sind, und wenn der Neger eine Reihe heiterer, trockner und dazu arbeitsfreier Tage sicher vor sich sieht.

[1] Vgl. dazu später S. 58 ff.

Die menschliche Wirtschaft

Landwirtschaft in der Form des afrikanischen Hackbaus

Die ganze Bevölkerung des Ost-Mbamlandes bebaut den Boden, selbst die früher nur von Sammeltätigkeit lebenden Pygmäen sind zur Feldbestellung übergegangen[1]. Auch die wenigen hamitischen Fullah in Tibati leben in der Hauptsache von Erzeugnissen der Landwirtschaft im engern Sinn; die Viehzucht, die früher, in anderer Gegend, als Haupternährungszweig Milch und Milchprodukte lieferte, spielt heute in Tibati nur eine untergeordnete Rolle im Wirtschaftsleben.

Klimatische Bedingungen

Die landwirtschaftliche Tätigkeit ist ganz dem Klima angepaßt, sie ist wie das Klima periodisch, ist an die Regenzeit gebunden und erhält nur durch die Niederschläge das nötige Wasser[2]. Während der Trockenzeit bebaut der Mensch die Felder gar nicht, er lebt von den Vorräten der letzten Ernte.

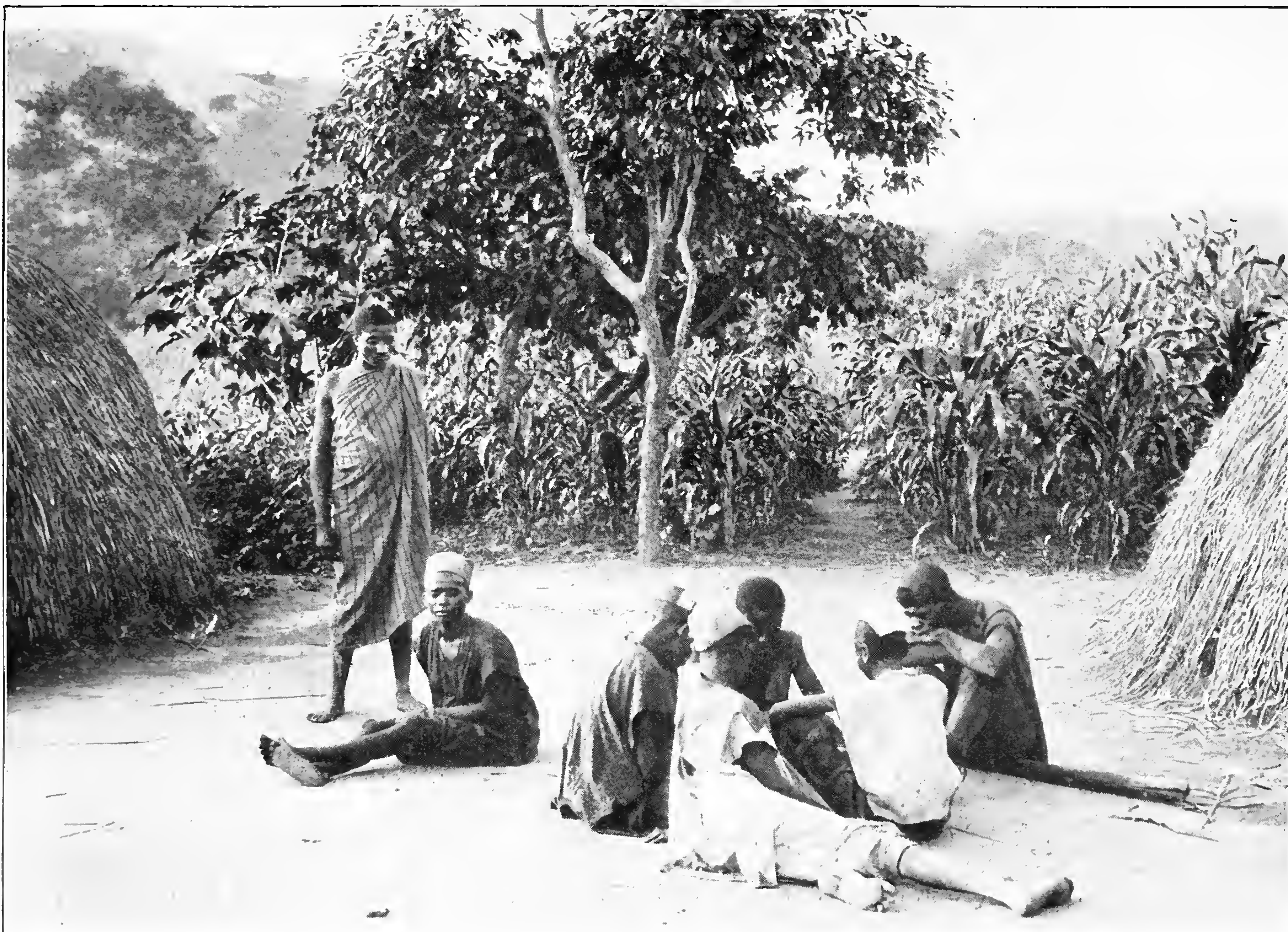
Der Wasserhaushalt ist der periodischen Feldbestellung verhältnismäßig günstig; die Trockenzeit ist kurz, die Übergangszeit, in der nur ab und an ein starker Regenguß, meist bei einem Wirbelsturm fällt, ist lang, die eigentliche hohe Regenzeit ist wieder verhältnismäßig kurz. Im Lauf der ganzen langen feuchten Jahreszeit fallen oft und reichlich Niederschläge, aber die Verdunstung ist auch noch immer sehr stark. So kommt es auch in wenig geneigtem Gelände nicht dauernd zu so starker Versumpfung großer Flächen, daß dadurch Ackerbau unmöglich würde. Die Äcker werden auch meist so angelegt, daß sie selbst in der höchsten Regenzeit nicht wirklich versumpfen können.

Hackbau

Ackerbau mit Pflug und Zugtier in unserm Sinn betreibt der Eingeborene des Ost-Mbamlandes so wenig wie der des übrigen tropischen Afrika. Der Neger kennt weder bei der Bestellung noch bei der Ernte die Verwendung von Haus-

[1] Vergl. 1. Teil. S. 95.

[2] Hettners Ausführungen in den „geographischen Bedingungen der menschlichen Wirtschaft" (Grundriß der Sozialökonomik, Abt. II, I. Buch B. I, S. 28), daß in tropischen Savannen Anpflanzungen an das fließende Wasser, an Erbohrung des Grundwassers oder an andere Bewässerung gebunden seien, gelten nicht so allgemein für alle periodisch trocknen Tropenländer.



M. P. Thorbecke phot.

Maisfeld beim Dorf

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

tieren, selbst nicht im Sudan. Bei seiner Art der Feldbestellung könnte er jedes Haustier entbehren.

Das einzige Gerät, dessen sich der Neger im Ost-Mbamland wie anderswo bedient, ist die Hacke aus selbstgeschmiedetem Eisen an hölzernem Stiel; er kennt auch nicht den Spaten, der bei unsrer Gartenkultur vielfach längst die Hacke verdrängt hat. Der Bewohner des Ost-Mbamlandes treibt also — um das von Eduard Hahn geprägte Wort zu gebrauchen — wie alle andern Neger Hackbau.

Der tropische Hackbau ist dem Charakter des Negers vollkommen angepaßt, der nur für seinen ganz persönlichen Bedarf und für seine allernächste Zukunft, nur zur Befriedigung seiner aller-unmittelbarsten Lebensbedürfnisse arbeitet. Im periodisch trocknen Klima des Ost-Mbamlandes im besondern baut der Eingeborene wohl Feldfrüchte auf Vorrat, aber wieder nur für sich selbst, nie im ursprünglichen Zustand von sich aus für andere, des Erwerbs wegen. Die Methode der Bebauung des Bodens ist gleichfalls primitiv, gemessen an unserm Ackerbau mit Düngung und Fruchtwechsel. Am Boden wird vielfach ein förmlicher Raubbau getrieben. Der Mensch bebaut den Boden so lange, bis er ihm alle Nährkraft entzogen hat; irgendwelche Düngung führt er ihm nicht zu, ebensowenig wird ein Fruchtwechsel oder gar eine geregelte Fruchtfolge geübt, man baut meist jahraus-jahrein dieselbe Frucht auf demselben Feld. Ist der Boden endlich so ausgesogen, daß er nichts mehr hergeben kann, überläßt man ihn wieder der Natur. Dabei ist der Boden arm an mineralischen Nährstoffen[1], daher die Fruchtbarkeit der Äcker von so kurzer Dauer, daß schon nach wenigen Jahren eine längere Brache eintreten muß. Selbst humusreicher Waldboden gibt höchstens 5 Jahre Ertrag, Savannenboden gar nur 2 Jahre; die folgende Brache muß hier mindestens 3 Jahre dauern, wird aber meist viel weiter ausgedehnt. Daher ist der Neger in ganz kurzen Zwischenräumen immer wieder gezwungen, neuen Boden dem Anbau zu eröffnen durch Roden des Waldes oder der Savanne. Die Arbeit des Waldrodens ist recht bedeutend, die des Rodens der Savanne ganz gering. Es ist charakteristisch, daß der schon lange in seinem Lande seßhafte und zum Wandern wenig geneigte Tikar die größere, anstrengende Arbeit nicht scheut und seinen Acker mit Vorliebe auf Waldboden anlegt. Der Wute aber, der vor ganz kurzer Zeit noch im Südwärts-Wandern begriffen war, legt seine Felder häufig auf der Savanne an: die Arbeit ist hier leicht und schnell getan, ihr Erfolg hält dafür aber nicht lange an. Auch mag beim Wute die Überlieferung mitsprechen, im waldarmen Sudan kann der Mensch seinen Acker eben nur auf der Grasflur anlegen.

Die Kulturpflanzen

Eduard Hahn[2] stellt ganz allgemein den Knollenbau als Typus des tropischen Hackbaus auf und weist dem Anbau von Getreide eine gewisser-

[1] Jahresbericht 1911/12. S. 69.

[2] Ed. Hahn. Demeter und Baubo. S. 8.

maßen sekundäre Rolle zu. Seine Auffassung mag für viele Länder des tropischen Amerika und Asien gelten, aber für westafrikanische Savannengebiete mit periodisch trocknem Klima, wie das Ost-Mbamland, steht der Anbau von Körnerfrüchten, der in Afrika wohl einheimischen Hirse und des rasch eingebürgerten amerikanischen Mais, durchaus an erster Stelle. Daneben spielen allerdings Knollengewächse noch immer eine gewisse Rolle.

Aber es wäre falsch, anzunehmen, daß lediglich die Bedingungen von Klima und Boden für die Verbreitung der Kulturgewächse in dem Übergangsland der Savanne maßgebend sind: ethnische und kulturelle Einflüsse, die sich im Einzelnen oft nur schwer erkennen lassen, sind in diesem Gebiet der verschiedensten wirtschaftlichen Möglichkeiten mindestens ebenso wirksam gewesen. Trotzdem die Grashochländer westlich des Mbam in ihrer Vegetation vielleicht auf eine etwas größere Trockenheit des Klimas schließen lassen, ist in ihren Kulturpflanzen der Einfluß des Tieflandswaldes und der Küste unverkennbar, Bananen und Knollengewächse überwiegen hier, der erst spät eingeführte Mais hat hier die Hirse fast vollkommen verdrängt. Rassenmischung und uralte Handelsbeziehungen zum Waldland der Küste sind da wohl ausschlaggebend gewesen. Das Ost-Mbamland aber zeigt, trotz der neunmonatigen feuchten Jahreszeit und des verhältnismäßig ausgedehnten Waldes in seinen Kulturgewächsen ein unverkennbares Überwiegen sudanischer Einflüsse. Die von den ersten Forschern sofort erkannte Wichtigkeit des Sanaga als schroffer Verkehrsgrenze[1] gegen das südliche Waldland stimmt sehr gut damit überein.

Von den Körnerfrüchten wird am meisten die Mohrenhirse oder Durra (Andropogon Sorghum L.) in braun- oder weißkörnigen Varietäten angebaut. Sie bedarf zu ihrer Reife unbedingt einer ununterbrochenen Trockenzeit, findet also im Sudan die günstigsten Bedingungen. Aber auch die nur dreimonatige Trockenzeit des Ost-Mbamlandes genügt völlig zu ihrer Ausreifung. Das Ost-Mbamland liegt somit noch östlich der Westgrenze des ungeheuren mehr oder minder geschlossenen Ausbreitungsgebiets des Sorghum im tropischen Afrika, dessen eigentliches Getreide es ist.

Viel seltener wird die Negerhirse oder Kolbenhirse (Pennisetum americanum L. K. Schum., früher auch P. spicatum L. genannt) angebaut. Sie ist nach Aussage eingeborener Neger erst von den Fullah ins Land gebracht.

Der Mais (Zea Mays L.) wurde schon zu Morgens Zeit im Wute-Land und in Sanserni-Tibati in Nord-Tikar angebaut. (Tafel 13). Wann er in das Ost-Mbamland gekommen ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Doch kann das noch nicht allzu lange her sein, da die Anbaufläche des Mais weit zurücksteht hinter der der Hirse. Da der Mais auch in feuchter Jahreszeit zur Vollreife gelangt, kann ihn der Bewohner des Ost-Mbamlandes während der ganzen neunmonatigen feuchten Zeit bauen, so daß er im Lauf eines Jahres auf dem gleichen Acker bequem zweimal hinter einander Mais sät und erntet.

Vielleicht ist vor dem in seiner Kultur bequemeren Mais der Reis (Oryza sativa L.) zurückgewichen; heute wird Reis von den Eingeborenen nirgends

[1] Vergl. weiter unten „Verkehr“, S. 82 ff.



M. P. Thorbecke phot.

Mischkultur von Bananen und Kassada

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

mehr aus eigenem Antrieb gebaut, während ihn noch vor 20 Jahren die Tibatileute[1] kultivierten. Durch Versuche der Station Joko ist die Eignung des Ost-Mbamlandes für die Kultur der Varietät des sogen. liberianischen Bergreis erwiesen.

Dagegen hat die Kultur der für den feuchten Tieflandswald der Küste und (von ihm ausgehend) auch für viele Teile der westlichen Grashochländer charakteristischen Bananen (Musa sapientum L. oder M. paradisiaca L.) entschieden Fortschritte gemacht, seit Morgen das Land zum ersten Mal betrat. Die Mehlbanane, die weniger schmackhafte, nicht süße Varietät, in Westafrika allgemein Plante genannt[2], kommt nur im westlichen und südlichen Teil des Ost-Mbamlandes vor, wahrscheinlich dorthin eingeführt aus Westen und Süden. Doch ist sie nirgends zur Volksnahrung geworden, wie im westlichen Grashochland, wo einzelne Trauben von mehr als 50 kg Gewicht nicht selten sind. Daran erkennt man, daß das Savannenklima an sich der Banane günstig ist, daß also wiederum ethnische und kulturelle Einflüsse für ihre Verbreitung im Grashochland maßgebend sind. Die süße Obstbanane ist durch die ganze Wute-Ebene bis nach Joko und vereinzelt bis nach Tibati vorgedrungen; sie ist aber wohl erst vom Weißen als Obst von Jaunde eingeführt.

Ebenfalls landfremd und aus dem Wald gekommen ist die Papaya oder der Melonenbaum (Carica Papaya L.); sie ist noch weniger verbreitet als die Banane, aber heute doch schon in allen größern Orten des Tikar- und Wute-Landes zu erhalten, besonders häufig im Südwesten am Njanti-Gebirge.

Noch unbedeutender sind Ananas (Ananas sativus Schult.) und grüne Citronelle (Citrus indica Var. Limonum), die beide ebenfalls erst vom Weißen aus Jaunde gebracht und hie und da in Häuptlingsdörfern zu finden sind.

Die Knollenfrüchte, deren Kultur der Hackbau feuchter Tropen besonders bevorzugt, spielen im trockneren Ost-Mbamland eine geringere Rolle. Immerhin hat die in ganz West-Afrika Kassada genannte Manihot utilissima, die Kassave West-Indiens, der Maniok Ost-Afrikas, im Ost-Mbamland weite Verbreitung gefunden. Seit wann Kassada im Land angebaut wird, läßt sich nicht mehr feststellen, sie ist aber sicher von Süden gekommen. Die mühelose, sehr einträgliche Kultur hat die Kassadawurzeln wegen ihres hohen Nährwerts auch neben den Körnerfrüchten bestehen lassen, trotzdem sie als geringe, beinah minderwertige Speise gelten. Da sie aber keinerlei Ansprüche an den Boden stellt, und da sich die Wurzelstöcke eine Zeit lang im Boden und gedörrt gut halten, wird sie trotz ihrer Unbeliebtheit als Notbehelf für magere Tage viel gebaut (Tafel 14).

Der in West-Afrika allgemein unter dem Namen Makabo bekannte Taro (Colocasia antiquorum Schott.) findet sich in Mischkultur mit Kassada und Bananen, deren Schatten er braucht, überall in der Umgebung der Hütten. Besondere Makabofelder sahen wir nie. Da die Verbreitungszone des Makabo überall in Afrika mit der der Banane zusammenfällt, darf man annehmen, daß er gleichzeitig mit ihr ins Ost-Mbamland gekommen ist.

[1] Morgen. Durch Kamerun. S. 269. Vergl. auch: Barth. Reisen Afrika. Bd. II. S. 573/74.
[2] Eine Verstümmelung des englischen Plantain.

Die Süßkartoffel oder Batate (Ipomoea Batatas Lam.) bedarf entschieden der Feuchtigkeit zum ersten Wachstum und einer gewissen Trockenheit zum Ausreifen. Sie wird gern als Zwischenkultur gebaut, wir sahen sie als solche auf einem Baumwollfeld; doch findet ihr Anbau lange nicht in dem Maße statt, wie in den Hochländern westlich des Mbam. Die Kartoffel (Solanum Tuberosum L.) gedeiht ganz gut im Garten der Station Joko, wird jedoch von den Eingeborenen nirgends angenommen. Nach Aussage unsrer Tikarleute wird auch Yams (Dioscorea sp.) gebaut, wir haben ihn aber nie gesehen; keinesfalls ist er häufig, und ich halte es für möglich, daß für diese, im trocknen Niger-Benue-Gebiet häufige Pflanze das Klima des Ost-Mbamlandes zu feucht ist.

Kürbis (Cucurbita sp.) wird überall in Mengen als Zwischenkultur gebaut. Seine allgemeine Verbreitung und die Tatsache, daß ihn schon die ersten Besucher sahen, erlaubt den Schluß, daß der Kürbis schon lange im Lande heimisch ist, dessen klimatische Bedingungen ihm also zusagen. Auch der Flaschenkürbis oder die Kalebasse, deren Fruchtschale im Haushalt des Negers so große Bedeutung hat, findet sich überall, besonders in der kleineren Varietät mit langem Hals; die Riesenkürbisse des westlichen Graslandes fehlen aber östlich des Mbam. Die jungen Blätter beider Kürbisarten dienen als Gemüse, ebenso die zarten Blätter mehrerer kleiner Kräuter, die in den Hausgärten stehen. Ihre Arten habe ich nicht feststellen können, so wenig wie die einer kleinen braunen Bohne, die in Tibati auf dem Markt verkauft wurde.

Als Gewürz wird überall Aschanti- oder Guinea-Pfeffer (Piper clusii C. DC.) gezogen, der an der ganzen Guinea-Küste verbreitet ist. Zuckerrohr haben wir nie gesehen (Saccharum sp.), doch ist in einem der Tiermärchen der Tikar von Zuckerrohr die Rede, und die Eingeborenen kennen das süße Holz.

Tabak (Nicotiana Tabacum L.) wird nur im westlichen Ost-Mbamland gebaut, besonders von Tikar und Njanti, sie haben ihn beide wohl auf dem Weg über Bamum von der Küste bekommen (Tafel 15).

Von Öl liefernden Kulturpflanzen kommen Erdnuß (Arachis hypogaea L.), die Ricinusstaude (Ricinus com. L.) und die Ölpalme (Elaeis guineensis L.) vor. Die Erdnuß ist bei den Eingeborenen merkwürdig wenig verbreitet, vielleicht wäre ihre Kultur — nach den guten Erfolgen auf den Versuchsfeldern der Station Joko — auch in dem verhältnismäßig feuchten Ost-Mbamland weiterer Verbreitung fähig. Für die Eingeborenen wie für den europäischen Handel würde sich ihr Anbau sicher lohnen, sobald sie billig befördert werden könnte.

Im Gebiet des Waldes kann auch noch die Ölpalme gedeihen wie viele andere Bäume des Küsten-Urwaldes. Weiter im Osten sahen wir sie in den Ndomme in oft beträchtlicher Meereshöhe. Sie bildet mitunter selbst kleine Haine, so in Ngambe und Jakong, und wird in der Landschaft Ditam sogar zum Charakterbaum. Im trockneren Gebiet von Tibati kommt sie nicht mehr vor. Tikar, Bati und Njanti pflegen die Ölpalmen systematisch und nutzen ihre Früchte. Die Wute aber haben nicht das geringste Verständnis für ihre Kultur; nirgends, wo Wute sitzen, findet man Ölpalmen in älteren Beständen, nirgends jüngere Pflanzungen. Nach Aussage der Bati haben die Wute im



M. P. Thorbecke phot.

Tabakfeld der Njanti

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Gegenteil Ölpalmen in Massen vernichtet[1]; sie sehen eben in der Ölpalme nicht die Trägerin der Ölfrucht, dazu bauen sie die Ricinusstaude. Sie wollen nur den berauschenden Saft des Stammes, den Palmwein gewinnen, deshalb schlagen sie ganze Bäume um und vernichten so einen natürlichen Reichtum ihres Landes. Auch Tikar, Bati und Njanti zapfen Palmwein, aber der größere Teil Bäume wird doch zur Ölgewinnung benutzt; Anbau von Ölpalmen aus eigenem Antrieb[2] aber haben wir nur bei den Tikar festgestellt, in Njua und in Ditam. Allein die Tatsache, daß in und bei allen größeren älteren Tikarsiedelungen Ölpalmen stehen, läßt den Schluß zu, daß die Tikar diese Kultur von Alters her pflegen. Als besonders günstig zum Anpflanzen von Ölpalmen gelten aufgelassene Äcker auf altem Waldboden. Die langen Pfahlwurzeln finden tief im Boden noch viel Nahrung, selbst an Stellen, wo die oberflächlichen Bodenteile längst ausgesogen sind; und da Palmen schneller zu wachsen scheinen, als der übrige sich neu bildende Sekundärwald, wird das Wachstum der Krone durch Nachbarbäume nirgends behindert. Sobald die Palme nutzbar wird — sei es für Öl- oder Palmwein-Gewinnung — schlagen die Besitzer alles Busch- und Rankenwerk um sie fort, reinigen den Stamm, besonders von dem an ihm oft dicht sitzenden Farnkraut, und lassen dem wertvollen Baum dauernd solche Pflege angedeihen. Stuhlmanns[3] Meinung, dem Neger läge die Baumkultur nicht, weil sie nicht in sein Wirtschaftssystem des Hackbaus passe, gilt keinesfalls für das tropische West-Afrika mit seiner Ölpalmkultur. Auf Geheiß der Regierung werden in allen Häuptlingsdörfern — auch der Wute — und an den Hauptstraßen des Jokobezirks seit einigen Jahren Palmkerne gesteckt; vielerorts kann man schon die ersten, grashalmartigen Triebe oder ganz junge Palmwedel sehen. So wird allmählich der Grund gelegt zu einer neuen Ölpalmkultur im Ost-Mbamland.

Als Faserpflanze zu gewerblichem Zweck wird im Ost-Mbamland Baumwolle (Gossypium sp.) seit Alters kultiviert, besonders von den Tikar. Diesem Baumwollbau der Eingeborenen habe ich wegen seiner kolonialwirtschaftlichen Wichtigkeit ganz besondere Beachtung geschenkt. Daß Baumwolle schon seit Jahrhunderten in den nördlichen Landschaften des heutigen Adamaua[4] gebaut wird, war schon lange bekannt. Ebenso wußte man, daß sich der Baumwollanbau weit nach Süden[5] erstreckt, es fehlt jedoch auch noch heute an der genauen Feststellung aller der Landschaften, in denen Baumwolle gebaut wird, in denen die natürlichen Bedingungen dieser Kultur also günstig sein müssen.

Innerhalb des Ost-Mbamlandes bauen außer den Tikar auch Bati, Njanti und Balom[6] Baumwolle an. Bei den Wute fanden wir nur an zwei Stellen, in kleinen Dörfern an der Straße nach Tibati und östlich von Joko einige Baumwollstauden.

[1] Vgl. 1. Teil. S. 79 und 89.
[2] Vgl. 1. Teil. Tafel 46.
[3] Stuhlmann. Zur Kulturgeschichte Ost-Afrikas. S. 25.
[4] Vergl. Barth. Reisen in Afrika. Bd. II.
[5] Jahresber. 1909/10. S. 69.
[6] Vgl. v. Stein, Kol. Bl. 1908, S. 525 und Jahresber. 1909/10, S. 69.

Da Tikar, Njanti und Balom auch Stoffe weben, bei den Wute aber nirgends einheimischer Baumwollstoff, immer nur brauner oder roter Rindenstoff zu sehen war, dürfen wir annehmen, daß bei den erstgenannten Völkern der Baumwollbau heimisch ist, bei den Wute nicht. Nach Aussage unsrer Eingeborenen haben sie früher viel mehr Baumwolle gebaut, wir haben auch noch an einer Stelle, die vor uns nie ein Weißer betreten, zwischen den Wawue-Bergen und dem Bengbeng-Massiv bei dem Großmann Djimokwat[1] ein ganzes Feld gefunden, das mit einer Mischkultur von Baumwollstauden und Süßkartoffeln bepflanzt war. Solcher Baumwollfelder mag es an andern abgelegenen Stellen des Tikarlandes noch mehr geben. Die Tikar wie die andern Stämme bauen immer nur mehrjährige Baumwollstauden[2], die jedes Jahr neu treiben (Tafel 16, Abbildung 1); das jährliche Ausroden der Stauden und das jährliche Pflanzen von neuen, wie es auf den Baumwollpflanzungen des Weißen üblich ist, kennt der Neger nicht. In früheren Zeiten scheint viel mehr Baumwolle zu Stoff verwoben zu sein; durch die Einführung billiger europäischer Gewebe ist dies gute alte Handwerk aber fast ausgestorben. Doch wird auch heute noch mancherorts die Baumwollernte vom wandernden Haussa aufgekauft; wir begegneten mehrfach solchen Händlern, die Körbe voll Baumwolle nach Norden beförderten.

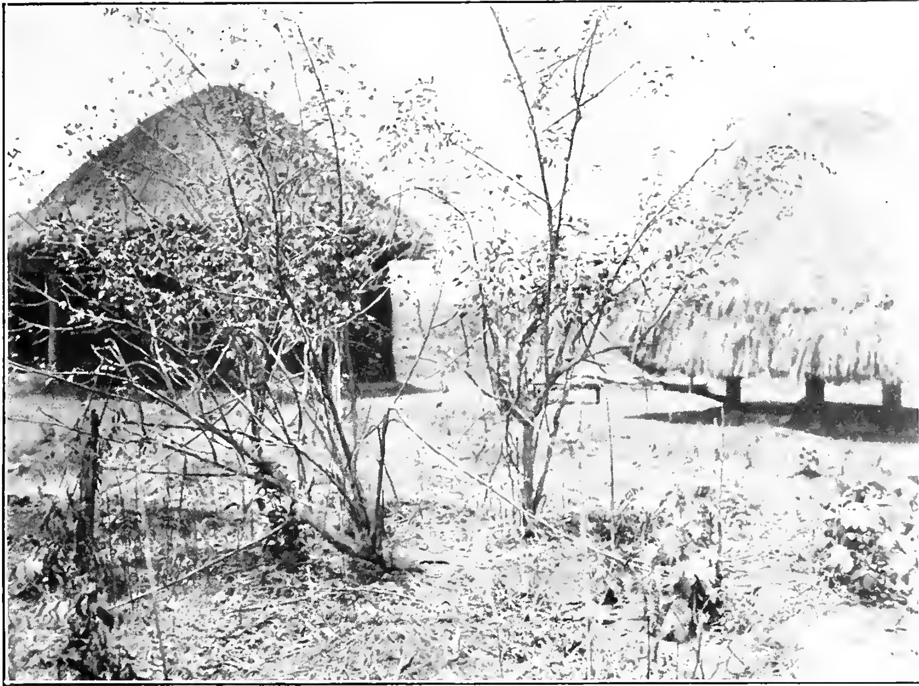
Der Baumwollbau der Eingeborenen beweist jeden Falls die Eignung des Klimas, sowie das Vorhandensein brauchbarer Arbeitskräfte, die mit der Kultur vertraut sind. An eine Baumwollkultur im großen Stil — sei es auf Pflanzungen oder im Kleinbau des Eingeborenen wie in Nigerien — ist aber erst zu denken, wenn das Ost-Mbamland durch eine Eisenbahn an die Küste angeschlossen sein wird.

Der jahreszeitliche Verlauf der landwirtschaftlichen Arbeit

Durch ererbte Erfahrung ist der Mensch mit dem jährlichen Ablauf des Klimas vertraut und paßt ihm seine landwirtschaftliche Arbeit an.

Zum Roden eines Stückes Wald werden in der Trockenzeit kleine und mittelgroße Bäume gefällt, das Strauchwerk wird abgeschnitten; alles bleibt kurze Zeit zum Trocknen liegen und wird dann angezündet. Was nach dem Erlöschen des Brandes noch an angekohltem Holz herumliegt, wird im Lauf der nächsten Regenzeit als Brennholz geholt. Erst in der zweiten Trockenzeit wird der Boden 10—15 cm tief gehackt und gründlich gelockert. Die Riesenbäume, die in Abständen von 50—100 m stehen, besonders die bis zu 70 m hohen Baumwollbäume[3] werden nicht gefällt, auch durch das Feuer meist nicht abgetötet, der hohe Stamm und die verhältnismäßig kleine Krone werfen nur wenig Schatten und hindern daher nicht das Wachstum der Saat auf den Feldern zwischen ihnen. Beim Roden des Savannenbodens werden häufig, aber nicht immer, die kleinen Bäume geschlagen, das Gras wird abgebrannt, die Graswurzeln werden beim Umhacken entfernt.

[1] Vergl. 1. Teil, S. 35.
[2] Vergl. 1. Teil, Tafel 21, Abbildung 2.
[3] Vergl. 1. Teil, Tafel 23, Fig. 2.



M. P. Thorbecke phot.

1. Mehrjährige Baumwollstauden in einem Tikardorf



M. P. Thorbecke phot.

2. Brachland

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Gegen Ende der zweiten Trockenzeit sind alle Äcker fertig vorbereitet in Erwartung des ersten starken Regens. Sobald er gefallen ist — bei normalem Witterungsverlauf in der zweiten Februarhälfte — wird sofort die Saat ausgelegt. Zuerst kommt die Saat von Mais und grünen Gemüsen in die Erde; doch wird nicht alles, was man davon zu ziehen beabsichtigt, auf einmal in den gelockerten Boden gelegt, sondern in mehrfachen Abständen von 1—2 Wochen, damit die Früchte derselben Art nicht alle auf einmal, sondern nach einander reifen. Die Knollen von Makabo und Süßkartoffeln, Yams, Erdnuß, die Stecklinge von Kassada und Banane folgen, zuletzt, in der Mitte der Regenzeit, die Saatkörner der Hirse. Alle werden wieder öfters in kürzeren Zeitabständen in den Boden gelegt. Diese Reihenfolge der Aussaat hat ihren Grund darin, daß Gemüse und Mais am raschesten wachsen und daher am frühesten verwendungsfähig sind; nach der Trockenzeit, ohne frische Nahrungsmittel, begehrt der Neger vor allem nach rasch wachsenden Blättern und Früchten.

Die Hirse bedarf zum Ausreifen völliger Trockenheit und wird daher erst in der zweiten Hälfte der Regenzeit ausgesät. Die Aussaat geschieht mit großer Sorgfalt: Gemüsesamen und Mais werden in kleine Löcher gelegt, Süßkartoffeln und andere Knollen ebenfalls in Löcher gesetzt, Wurzelstücke oder Stecklinge der Kassada und Schößlinge der Banane werden gesteckt. Nur die Hirse wird breitwürfig gesät, wie bei uns das Getreide.

Entsprechend dem heißen, feuchten Klima der Regenzeit wachsen die Feldfrüchte sehr rasch. Schon 3 Tage nach der Aussaat sind die Keimblätter der Gemüse zu sehen, nach 2—3 Wochen bereits kann man ihre Blätter oder Stiele essen. Alle Körner- und Knollenfrüchte brauchen etwa 5 Mond-Monate von der Saat bis zur Vollreife; nur Bananen haben ein längeres Wachstum.

Allgemein sind Mischkulturen: einmal im Dorf in der Umgebung des Hauses oder des Gehöfts, wo in einer Art Garten alle Knollen, Wurzeln und Gemüse, auch Mais gebaut werden (Tafel 17); dann aber auch draußen auf dem Acker, besonders häufig fanden wir gerade hier Mais und Kürbis beisammen. Der Kürbis rankt an den hohen Maisstengeln, die so weit aus einander stehen, daß man mit einiger Vorsicht zwischen ihnen hindurchgehen kann.

In Reinkultur wird im Ost-Mbamland auf größeren Feldern nur Hirse gebaut, wie bei uns das Getreide. Auch allein die Hirse, die am meisten auf Vorrat gebaute und haltbarste Feldfrucht, wird im Großen geerntet, sie wird feldweise geschlagen und sofort in die Speicher gebracht.

Bei der Ernte aller andern Früchte wird sorgfältig Auswahl gehalten: immer nur das wird genommen, was genau den richtigen Reifegrad hat, und immer nur in der Menge, die im Augenblick gerade benötigt wird. Da einzelne Produkte, z. B. Mais und Kürbis, in zwei verschiedenen Formen, im ausgewachsenen und im vollreifen Zustand, genossen werden, ist die Ausnutzung der Bodenfrüchte fast vollkommen. Eine solche Sparsamkeit ist nur in so primitiven Verhältnissen möglich, wo eben jeder für den eigenen, ihm genau bekannten Bedarf seinen Acker bebaut, nicht einen Quadratmeter mehr.

Die zum Vorrat bestimmten Feldfrüchte, werden soweit sie dessen bedürfen, noch einer besondern, sehr sorgsamen Behandlung unterzogen. Hirse

ist an sich haltbar, aber Mais neigt zum Verderben, weil er oft noch feucht geerntet werden muß. Er wird vor dem Einspeichern in Trockenhäusern, die auf Pfählen stehen und einen rostartigen Boden haben, durch darunter entzündetes langsames Feuer gedörrt.

Auf den früh abgeernteten Feldern wird sofort — noch in der Regenzeit — der Rest an Halmen oder Kraut verbrannt oder untergehackt, und eine zweite Saat wird gelegt, die bis zur dritten Trockenzeit noch vollkommen reift; doch kann nur ein Teil der Ackerfläche zweimal im Jahr bestellt werden, weil manche Frucht erst spät gesät und daher auch um so viel später geerntet wird. Bleiben Felder mitten in der Regenzeit ohne neue Saat liegen, so läßt man Halm und Kraut darauf verrotten und hackt sie erst im nächsten Jahr unter; auf diese Weise erhalten doch einige Äcker — wohl unbewußt — eine Art von Düngung. Die erst in der Trockenzeit abgeernteten Felder werden nur abgebrannt, da die Stoppeln in der Dürre nicht verrotten. Aber der an sich schon geringe Wert der Aschedüngung[1] wird fast ganz aufgehoben durch die stark ausdörrende Wirkung des Brandes auf den Boden.

Die Tikar, bei denen der Hackbau am reinsten entwickelt ist, zählen die Zeit nach Mond-Monaten und berechnen an ihnen die Wiederkehr von Regenzeit und Trockenzeit. Den Monaten geben sie Namen nach der landwirtschaftlichen Arbeit, die sie jahraus-jahrein in jedem einzelnen verrichten: Namen wie „Roden“, „Säen“, „Hirse schlagen“, „Ähren abschneiden“, „viel zu essen“ bedeuten die einzelnen Monate im jahreszeitlichen Kreislauf ihrer Landwirtschaft.

Die Ausnutzung der Bodenfläche

Nach genauen Erkundungen, zu deren Ergänzung wir die uns bezeichneten Flächen ausgemessen haben, ist für eine aus Mann, einer Frau und einem Kind bestehende Familie eine Ackerfläche von 2400 qm[2] nötig. Darauf wird alles gebaut: Hirse, Mais, Kassada, Süßkartoffeln u. a. Für gewöhnlich wird jedoch die doppelte Fläche bebaut, um die Hirse für das allgemein gebraute Hirsebier[3] zu gewinnen. Zu beachten ist dabei, daß ein Teil des Ackers zweimal im Jahr bestellt wird, gewöhnlich mit Mais oder Kassada. Es kommt somit auf die dreiköpfige Familie eine Fläche von 4800 qm.

Diese Fläche kann, nach Aussage der Eingeborenen, auf Savannenboden ein Mann, der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit kurzer Mittagspause arbeitet, im Lauf einer Woche roden, wobei die kleinen Bäume und das Gras samt Wurzeln entfernt werden. Soll der Acker aber auf

[1] Man war lange geneigt, ihre Wirkung stark zu überschätzen, die praktischen Versuche der Musterpflanzungen, wie der von Kuti in Bamum, haben in unsern Anschauungen starken Wandel geschaffen.

[2] = Stationshof von Joko: 40 m × 60 m.

[3] Dies Hirsebier der Kameruner Savannen-Landschaft, das zum Unterschied vom Palmwein „corn-mimbo“ genannt wird, entspricht dem ost- und zentral-afrikanischen „Pombe“.

Waldboden angelegt werden, so erfordert das Roden mindestens 3 Wochen Arbeit für einen Mann; dabei bleiben die großen Bäume noch stehen. Meist wird aber so ein Waldstück durch freiwilliges Zusammenarbeiten mehrerer Dorfgenossen in kürzerer Zeit urbar gemacht. Einen abgeernteten Acker kann ein Mann in 3 Tagen frisch umhacken, da nur 10—15 cm tief gehackt wird[1].

Braucht eine dreiköpfige Familie 4800 qm Ackerfläche zu ihrem Unterhalt, so braucht ein Mensch 1600 qm. Wegen der Brachwirtschaft, bei der auf durchschnittlich 3 Jahre Bestellung die doppelte Zeit, also 6 Jahre Brache folgen, muß aber in 9—10 jährigem Umtrieb die dreifache Fläche bestellt werden, also rund 5000 qm. Somit leben von 1 qkm 200 Menschen.

Es ergibt sich daraus, daß das ganze Volk der Tikar, das rund 14 000 Menschen[2] stark ist, eine Ackerfläche von 70 qkm wirklich nutzt, während in seinem Gebiet mindestens 3000 qkm nutzbaren Bodens liegen. Für die andern Teile des Ost-Mbamlandes ist die Ausnutzung des vorhandenen guten Ackerbodens eher noch geringer.

Die Bebauung verhältnismäßig großer Flächen mit Hirse zur Bierbereitung mag im ersten Augenblick befremden und ungünstig erscheinen. In der Tat ist aber diese scheinbare Verschwendung von Boden und Arbeit durchaus wünschenswert, da die zur Bierbereitung gebaute, aber auch als Brotgetreide verwertbare Frucht bei schlechten Ernten das Land vor Hungersnot[3] schützen kann.

Im allgemeinen wird der Ackerbau von einem jeden nur für den eigenen Bedarf betrieben. Da aber in den letzten Jahren häufig Männer auf Befehl oder freiwillig für den Europäer Dienste tun, die sie vom Feldbau abhalten, und da nach Landessitte ihre Frauen sie darin nicht vertreten, bauen heute schon manche Leute mehr Feldfrüchte, als sie selber verzehren, und verkaufen dies mehr den für den Weißen Arbeitenden für einen Teil ihres Verdienstes. Darin liegt der erste Anfang einer Umwandlung der Volkswirtschaft im Ost-Mbamland, dessen Bevölkerung bisher nur dem Ackerbau für eigene Bedürfnisse lebte.

Landbesitz

Fullah und Wute machten ohne Unterschied alle Unterworfenen zu Sklaven, die für sie arbeiten mußten; über sie selber herrschte wieder unumschränkt der Wille des Lamido oder des Oberhäuptlings. Die Besitzverhältnisse waren bei beiden Völkern zur Zeit der Errichtung der deutschen Herrschaft so verworren,

[1] Die Angabe Morgens a. a. O., S. 205, der die Feldbestellung für ein halbes Jahr (für Hirse) von 500 Männern für die ganze Einwohnerschaft von Ngilas Stadt, die 3000—4000 Einwohner gezählt haben mag, in 3 Tagen geschehen läßt, erscheint danach, wenn auch etwas knapp, so doch immerhin möglich, wenn es sich um abgeernteten alten Ackerboden handelte.

[2] Zu den auf S. 38 geschätzten 10 000 Tikar im Joko-Gebiet treten noch die im NW des Ost-Mbamlandes im Banjo-Bezirk wohnenden Tikar der Häuptlingsschaften von Bandam, Bamkin, Jakomekwe, deren Zahl ich auf 4000 schätze.

[3] Für diesen Hinweis bin ich Dr. Theodor Engelbrecht, dem ausgezeichneten Kenner europäischer und tropischer Landwirtschaft ganz besonders dankbar.

und sie haben sich seitdem nicht von selbst so entwickelt, daß man an ihnen die ursprünglichen Formen der Agrarverfassung wieder erkennen könnte.

Die Tikar aber lagen zur Zeit der deutschen Besitzergreifung noch im Kampf mit den Fullah oder standen in einem Tributverhältnis zu ihnen. Die Selbstständigkeit ihres Landbesitzes war noch unberührt; ihre Rechtsanschauungen darüber haben sich bis heute erhalten, an ihnen kann man die Agrarverfassung studieren.

Persönlicher Besitz des Einzelnen ist nur das von ihm gerade bebaute Ackerland und der von ihm selbst oder seinem Rechtsvorgänger etwa innerhalb der letzten 30 Jahre aufgelassene Ackerboden. Ödland ist gemeinsamer Besitz des Dorfes, das jeder Dorfgenosse ohne besondere Erlaubnis des Dorfoberhauptes in Bearbeitung und damit in Besitz nehmen kann. Kommt aber einer aus einem andern Dorf oder gar von einem andern Stamm, muß er das Dorfoberhaupt erst um Erlaubnis fragen: die wird stets gern gewährt, tritt dadurch doch ein neuer Genosse in die Dorfgemeinschaft ein und wird Untertan des Häuptlings.

Ödland geht aus Gemeindebesitz in den Besitz eines Einzelnen über, wenn es urbar gemacht wird; der Besitz von Land muß also durch eine Arbeitsleistung erworben werden. Das Eigentumsrecht ist aber nicht von ewiger Dauer, es erlischt, wenn das Land so lange brach gelegen hat, daß der Wald auf ihm von neuem gewachsen ist, was ungefähr einem Zeitraum von 30 Jahren entspricht. Das Eigentumsrecht an einem auf Savannenboden gelegenen Acker erlischt nun nicht, sobald das Gras wieder gewachsen ist, sondern auch erst nach einem Zeitraum, der dem für die Erneuerung des Waldes ungefähr entspricht, vielleicht etwas kürzer ist, also nur 25 oder 20 Jahre beträgt. Vor Ablauf dieser Fristen darf einmal beackertes, brach liegendes Land nicht von einem andern in Besitz genommen werden, selbst nicht, wenn der Besitzer gestorben und ein erbberechtigter Verwandter nicht vorhanden ist, es sei denn, daß es der Häuptling ausdrücklich erlaubt. Acker und aufgelassenes Farmland vererben sich an den Bruder und immer weiter an einen Bruder bis zum jüngsten; nach dessen Tod an den ältesten Sohn des letzt verstorbenen Bruders, nicht etwa an den des ersten Besitzers: so kann niemand vorhersagen, wem das Ackerland einmal zufallen wird. Junge Leute roden bei Gründung ihres eigenen Hausstandes für sich selber neuen Acker auf Ödland; selten nur weist ein wohlhabender Vater seinem Sohn einen fertigen Acker zu.

Die Kulturfläche im Landschaftsbild

Eine Kulturlandschaft im europäischen Sinn gibt es im Ost-Mbamland überhaupt nicht. Das Land ist so dünn bevölkert, daß sich die Tätigkeit des Menschen in der Landschaft nicht ausprägt. Wohl ändert der Mensch das Landschaftsbild, durch seine Tätigkeit tritt an Stelle des Urwaldes Sekundärwald, vielleicht sogar künstliche Kultur-Savanne. Doch sind diese einmal abgeholzten Flächen — wieder eine Folge der dünnen Besiedelung — so klein, daß sie sich



M. P. Thorbecke phot.

Mischkultur im Hausgarten des Tikar

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

im Landschaftsbild nicht abheben. Ob überhaupt durch das Roden ganze Wälder vollkommen verschwinden können, scheint in einem so dünn besiedelten Land sehr fraglich; erst langjährige genaue Beobachtung kann hier zum sichern Ergebnis führen. Das seit etwa 20 Jahren verlassene große Häuptlingsdorf Mboaga — im Waldgebiet nordwestlich von Ngambe — ist heute schon wieder ganz von Sekundärwald überwuchert; hier hat Menschenhand eine künstliche Savanne sicher nicht geschaffen.

Die heute bebaute Ackerfläche tritt kaum in die Erscheinung, denn die Felder, die um die mittelgroßen und kleinen Ortschaften liegen, bilden keine zusammen hängende Fläche, sondern sind hie und da als Parzellen zwischen Wald und Grasflur eingesprengt. Daß jedem Dorfbewohner die Wahl des Ackerlandes freisteht, begünstigt diese verstreute Lage der Felder. Auch die Brachwirtschaft trägt dazu bei; da die Brachzeit die Bestellzeit gewöhnlich um das Doppelte übertrifft, muß das Brachland, das ziemlich rasch wieder von Gras, Buschwerk und Sekundärwald bedeckt wird (Tafel 16, Abbildung 2), stets mindestens die doppelte Fläche der bestellten Äcker einnehmen.

Die unregelmäßige Form der verstreuten Felder, die kahlen Baumstämme auf ihnen und besonders die eben erst der Brache überlassenen Stücke dazwischen, auf denen neben Gras und Unkraut noch einzelne selbstausgesamte Getreidehalme, Kürbisse und Bataten wachsen, geben ein Gesamtbild, das dem Europäer den Eindruck von Unordnung und Nachlässigkeit macht. Dieser Eindruck täuscht aber, denn innerhalb dieser scheinbaren Unordnung sind die einzelnen eben bebauten Felder mit großer Sorgfalt angelegt und ordentlich gehalten. Die Art der Feldanlage ist ganz verschieden; häufig sieht man den Boden in kleinen runden oder ovalen Beeten angehackt, häufig in langen Reihen. Das hängt einfach davon ab, ob das Feld von einem Einzelnen oder in gemeinsamer Arbeit von mehreren Menschen gehackt wurde. Der Einzelne hackt von einem Punkt aus um sich herum, arbeiten mehrere Hörige auf dem Feld des Großmanns oder Häuptlings zusammen, hacken sie in Reihen neben einander.

Sehr charakteristisch sind Mischkulturen von verschiedenen Pflanzen, besonders von rankenden Gewächsen und Halmen, so von Kürbis und Mais, der Eingeborene ist so der Mühe enthoben, den Ranken besondere Stützen zu geben.

Die unmittelbare Umgebung der menschlichen Wohnung aber macht häufig den Eindruck eines Gartens. Nutzpflanzen jeder Art und Größe stehen hier in dichten Gruppen bei einander; die graziösen Wedel der Ölpalme, die hellgrünen Bananenblätter, die buschige Kassada und die Riesenblätter des Makabo über den flachen Rabatten einiger Süßkartoffeln geben zusammen ein hübsches, anmutiges Bild (Tafel 17).

Die soziale Wertung des Hackbaus

Der Hackbau wird im Ost-Mbamland von beiden Geschlechtern gemeinsam betrieben, nicht, wie vielfach in den westlichen Grashochländern und im Waldland von den Weibern allein. Jedem, der von Süden oder Westen kommt,

bereitet diese Tatsache die größte Überraschung[1]. Weiter im Norden, in den Inselberg-Landschaften des heutigen Adamaua scheint die gemeinsame Bestellung des Feldes bei den einheimischen Negern, den sogen. „Heiden" überall üblich zu sein[2].

Ganz allgemein ist das Roden und Hacken die Arbeit der Männer; die Frauen helfen beim Säen und Pflanzen, tun aber auch diese Arbeit nicht allein. Sie holen Tag für Tag das zur Bereitung der Mahlzeiten Notwendige vom Feld ins Haus, aber die große Vorrats-Ernte der Hirse wird wieder in der Hauptsache von den Männern eingebracht. Die schwere Feldarbeit gilt besonders bei den Tikar so ganz als Domäne des Mannes, daß auch in seiner Abwesenheit die Frau diese Arbeiten nicht ausführt, sondern lieber den Acker unbestellt läßt. Unter keinen Umständen gilt also für die Tikar und die andern Bewohner des Ost-Mbamlandes, was Eduard Hahn[3] und mit ihm Franz Stuhlmann[4] und andre ganz allgemein annehmen wollen, daß der Hackbau getragen wird von der Frauenarbeit. Eduards Hahns Axiom, die Frau habe den Hackbau überhaupt erfunden, wird durch unsre Beobachtungen im Ost-Mbamland jedenfalls nicht gestützt.

Für die Wirtschaft des kleinen Mannes wird einzeln gearbeitet, nur die Familie hilft. Sollen die großen Felder eines Edelmanns oder Häuptlings bestellt werden, so arbeitet gleichzeitig eine größere Schar seiner Hörigen gemeinsam für ihn.

Die hohe Wertung des Hackbaus zeigt sich vor allem darin, daß auch der Großmann in der Bestellzeit an der Arbeit auf dem Felde teilnimmt[5]; sie ist seiner also keineswegs unwürdig, wenn auch Krieg und Jagd die Hauptbeschäftigung des freien Mannes, besonders des Wute, bilden[6]. Die Weiber des Großmanns helfen gleichfalls bei den leichten Feldarbeiten, die Weiber der Hörigen aber brauchen für den Großmann nicht zu arbeiten, sie arbeiten nur für den eigenen Haushalt. So wenig wie auf die Mitarbeit der Weiber der Hörigen hat der Großmann irgend ein Anrecht auf die Ernte vom Feld des Hörigen. Die Ernte ist alleiniges Eigentum der Familie dessen, der sie erarbeitet hat.

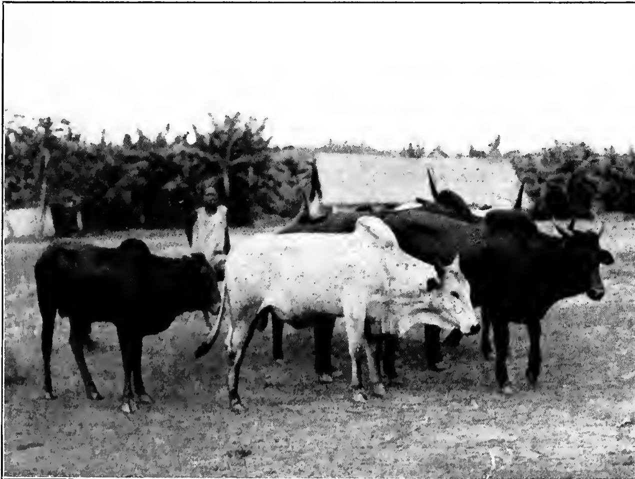
Die hohe soziale Wertung des Hackbaus erhellt auch aus der Tierfabel der Tikar von der Stadtmaus und der Feldmaus, in der die Feldarbeit des Mannes als Band der Familie angesehen wird. Die Streitfrage, ob es besser sei, der Mensch bebaue das Feld oder die Nahrungsfrüchte wüchsen überall von selbst, wird darin so entschieden, daß der Mann das Feld bestellen müsse, denn sonst würden die Kinder nicht bei ihrem Vater bleiben.

[1] Wie uns, fiel die Arbeisamkeit der Männer auch schon den ersten Besuchern des Ost-Mbamlandes auf; vergl. Morgen a. a. O. S. 67 und Dominik, Vom Atlantik zum Tschadsee. S. 46.
[2] Leo Frobenius. Und Afrika sprach. S. 155 und 657 ff.
[3] Eduard Hahn in der „Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit", S. 64 und in früheren Veröffentlichungen.
[4] Franz Stuhlmann. Beiträge zur Kulturgeschichte von Ost-Afrika. S. 831 ff.
[5] Vergl. Dominik, Kol. Bl. 1897, S. 417.
[6] Vergl. Morgen, Durch Kamerun, S. 199 ff. und Bd. I. S. 62 ff.



L. Waibel phot.

1. Schafbock



M. P. Thorbecke phot.

2. Rinder der Fullahrasse.

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Viehhaltung

Die Eingeborenen des Ost-Mbamlandes und die Fullah halten heute eine ganze Reihe verschiedener Haustiere: Pferd und Esel; Rind; Schaf und Ziege; Hund; Ente und Huhn. Von diesen sind aber Pferd, Esel und Rind nicht im Land heimisch, sondern erst durch die von Norden kommenden Fullah oder Haussa eingeführt. Nur das Kleinvieh ist von jeher vom Neger gehalten worden, auch hier in Verbindung mit der Wirtschaftsstufe des Hackbaus, die nirgends Großvieh kennt. Eine kleine schwarz-weiße oder braun-weiße Ziegenrasse und mittelgroße, schwarze, glatthaarige Schafe (Tafel 18, Abbildung 1) werden gehalten, stehen aber nirgendwo im Zusammenhang mit dem Hackbau. Man darf diese Viehhaltung aber noch nicht als Viehzucht in unserm Sinn ansehen, denn alle dazu notwendige Zuchtwahl der geeigneten Tiere, besonders der männlichen, fehlt[1]. Zwar erwirbt man gern ab und an ein besonders starkes männliches Tier[2], auch schlachtet man nicht gerade diese oder die weiblichen Tiere, sondern nimmt dazu meist alt gewordene Böcke, aber ein bewußtes Ausscheiden der minderwertigen männlichen Tiere findet nicht statt. Auch läßt man männliche und weibliche Tiere dauernd in der Herde beisammen, eine zeitliche Regelung der Fortpflanzung findet nicht statt; wir sahen in allen Jahreszeiten Böcke mit Schafen und Ziegen des verschiedensten Alters in einer Herde.

Wie man die Tiere bei der Fortpflanzung sich selber überläßt, so auch bei der Ernährung: Schafe und Ziegen laufen frei herum und suchen sich ihr Futter. Und da die Tiere auch in der Trockenzeit in der Nähe jeder Siedelung fließendes Wasser und frisches Grün finden, leiden sie nie Mangel an Nahrung. Irgend welche Vorräte für die Zwecke der Viehhaltung brauchen daher nicht aufgespeichert zu werden. Jeden Abend werden die Tiere ins Dorf gebracht, wo sie im Freien auf dem Dorfplatz, in einer gerade leer stehenden Hütte oder hie und da auch in besondern Ställen die Nacht zubringen. Diese Viehhütten stehen bei den Wute auf Pfählen, zum Eingang führt eine schräge Laufbahn hinauf; man will so das Vieh vor wilden Tieren schützen. Die in allen Jahreszeiten, trotz der Schwankungen der Trockenzeit, genügende Wärme ermöglicht es allein, daß bei solch nachlässiger Behandlung und mangelnder Pflege Haustiere überhaupt existieren können. Doch gehen immerhin viele Tiere ein, und der Viehstand nimmt im ganzen kaum zu, trotzdem verhältnismäßig selten ein Tier geschlachtet und gegessen wird. Den Genuß der Milch von Schafen und Ziegen kennt der Kamerun-Neger nicht; sie sind ihm nur Fleischtiere.

Etwas mehr Sorgfalt als den Schafen und Ziegen wird den Hühnern gewidmet. In der Trockenzeit erhalten sie täglich Hirsefutter, man bringt sie nachts in die Wohnhäuser und bereitet ihnen, wenn sie brüten wollen, ein ruhiges, un-

[1] Dominik erwähnt zwar (in den „Sechs Kriegs- und Friedensjahren“) in der Stadt des Ngila Hammel und Kapaunen; doch haben wir bei allen Erkundungen von Wute und Tikar nie erfahren, daß sie ein Kastrieren von zur Zucht ungeeigneten männlichen Tieren kennen oder es gar üben, um sie zu mästen.

[2] Jahresber. 1906/07. C. S. 18.

gestörtes Nest in einer Ecke der Hütte. Außer der Brutzeit werden Eier viel gegessen; auch schlachtet man Hähne und Hühner. Die eingeborene Hühnerrasse ist klein und nicht sehr zäh. Die sehr seltenen großen, bunten Enten[1] werden sorgfältig gepflegt und gut gefüttert, da sie als besonderer Leckerbissen gelten und einen gewissen Wertgegenstand bilden.

Die einheimischen Hunde — eine mittelgroße, gelb-weiße Rasse, die wie eine Kreuzung von Windspiel und Terrier aussieht — werden im Ost-Mbamland nicht gegessen, wie von den benachbarten Jaunde. Der Bewohner des Ost-Mbamlandes braucht seine Hunde zur Jagd. Sie werden so schlecht wie nur irgend denkbar gehalten und nirgends regelmäßig gefüttert; die überall umher lungernden und strolchenden Köter müssen sich ihre Nahrung aus Aas und Kot suchen.

Rinder werden von den Negern des Ost-Mbamlandes überhaupt nicht gehalten, trotzdem die ausgedehnten Grasflächen den Eindruck guten Weidelandes machen. Da Rindvieh immerhin sorgfältiger Wartung bedarf, würde es sich im Besitz dieser fahrlässigen Neger ohne Aufsicht des Weißen sicher nicht halten; hat doch selbst der sonst so intelligente und in seiner Arbeit erfolgreiche Häuptling Njoja von Bamum seine vom Haussah gekauften großen Herden nicht erhalten können. Pferde hält sich jeder größere Häuptling. Doch kommen die Tiere immer von Norden aus den Fullah-Ländern; sie werden vom Haussa gekauft und gewissermaßen als Prunk- und Ausstattungstücke gehalten. Auch sieht man fast nur Hengste; alle Zuchtversuche, die von Negerhäuptlingen früher angestellt wurden, sind auf die Dauer erfolglos gewesen und nicht fortgesetzt worden[2]. Aber auch die Pferde, die der Neger käuflich erwirbt, verkommen für gewöhnlich bald in seinen Händen, da er gar nichts von der Pferdepflege versteht.

Ein wirklicher Viehzüchter aber ist der hamitische Fullah[3]; durch ihn, der vor allem auch die Milchwirtschaft versteht, ist die Viehzucht nach Tibati gekommen[4]. Das große, stattliche Rind der Bororo[5]- und Fullah-Rasse (Tafel 18, Abbildung 2) findet dort guten Weidegang, in der Trockenzeit in den stets feuchten Niederungen des Meng, in der Regenzeit, wenn dort alles versumpft, auf den höher gelegenen Savannen-Flächen und -Rücken, auf denen dann frisches Gras wächst. Meist berittene Hirten pflegen und melken die Herden des Fullah und verstehen sich auch aufs Buttern (Tafel 19, Abbildung 1). Täglich werden die Tiere auf die Weide gelassen und bei Sonnenuntergang zusammen getrieben. Der Weidegang nährt die Tiere das ganze Jahr; der dauernd vorhandene Graswuchs macht Fütterung durch Vorräte ganz unnötig. Rinder sind des Fullah kostbarster Besitz.

[1] Eine Abart der sogen. türkischen Ente, einstigen Moschusente, die in ganz West-Afrika fast in jedem Dorf in ein paar Stück vorkommt. Vergl. Stuhlmann, Beiträge zur Kulturgeschichte Ost-Afrikas, S. 760.

[2] v. Stein. Kol. Bl. 1908. S. 525.

[3] Jahresber. 1907/08: „Der Fullah legt auch Wert auf Rasse und züchtet fast nur große Bornu-Schafe und Ziegen".

[4] Vergl. Jahresber. 1907/08. Kamerun. S. 33.

[5] Morgen. a. a. O. S. 269 und 275: s. auch 1. Teil, Tafel 38.



M. P. Thorbecke phot.

1. Bororo-Weib Butter verkaufend



F. Thorbecke phot.

2. Stuhlflechten aus dem Rohr des Rotang

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Auch die Pferde sind erst durch die Fullah ins Land gekommen; doch scheinen auch die Fullah von Tibati nur Hengste durch Kauf aus Nord-Adamaua zu beziehen und sich mit eigentlicher Pferdezucht nicht zu befassen. Meist sieht man auch hier das mittelgroße, schlanke eigentliche Fullah-Pferd, selten nur das Pony der Lakka. Bei gutem Futter, außer Gras auch Hirse und Mais, und sorgfältiger Pflege leisten die Fullah-Pferde im Dienst des Weißen Vorzügliches. Häufig aber gibt ihnen auch der Fullah — wie der Neger — nur Gras zu fressen und bürstet und reinigt sie so wenig wie dieser. Da das scharfe Zaumzeug und der harte Sattel die Tiere reißen und drücken, und da die Reiter häufig eine besondere Freude daran haben, sie zu hetzen und steigen zu lassen, machen manche einen recht abgetriebenen Eindruck. Auch die kleinen, weißgrauen Esel, die man hauptsächlich als Begleiter des wandernden Haussa sieht, werden nicht im Lande gezüchtet, sondern vom Norden bezogen.

In wie weit die natürlichen Bedingungen des Ost-Mbamlandes der Großviehzucht wirklich günstig sind, kann ich nicht entscheiden. Ich halte es für möglich, daß das Klima vielleicht zu feucht ist und den aus dem trockneren Adamaua kommenden Tieren auf die Dauer nicht zusagt. In der mit sehr großer Sorgfalt gepflegten Rinderherde der Station Joko erkranken und fallen Rinder, trotzdem die hoch gelegene Station von Tsetse frei sein dürfte. Die Frage der Verbreitung und Bekämpfung der Tsetse ist für Viehhaltung und Viehzucht am wichtigsten. Nach Stein[1] litten im sumpfigen Sanaga-Mbam-Winkel Pferde und Großvieh stark unter Tsetse; auch auf der Station Joko hörten wir, daß im Sumpfgebiet am unteren Djerem Tsetse herrsche, und daß Tiere, die dort durchgetrieben seien, häufig den Eindruck von Tsetse-Kranken machen. Doch sind genaue Untersuchungen im Ost-Mbamland noch nicht angestellt. Ehe sie nicht vorliegen, ist eine Entscheidung über die Eignung des Landes zur Großviehzucht nicht möglich. Sonst sind Tierseuchen von Großvieh und Kleinvieh unbekannt; nur Hühnertuberkulose soll einmal durch eingeführte Hühner bis nach Joko verschleppt[2] worden sein.

Die Anzahl der vorhandenen Viehbestände läßt sich annähernd aus den Zähllisten der Station Joko erkennen. Es kommen danach in einem großen Dorf von 100—1000 Einwohnern auf je 40 Einwohner etwa 20 Hühner, 4 Ziegen und höchstens 1 Schaf; in einem mittleren Dorf von 20—100 Einwohnern auf je 40 Einwohner 40 Hühner und 4 Ziegen; in einem kleinen Dorf von weniger als 20 Einwohnern auf je 10 Einwohner 20 Hühner und 1 Ziege. Die kleinen Ackerdörfer, die Wohnsitze der Hörigen, sind also am reichsten an Hühnern, dem bescheidenen Haustier des Unfreien, der die kleine Mühe der Wartung und Fütterung nicht scheut. Je größer der Ort, um so geringer die Zahl der Hühner, da in den Gehöften der Großleute, die sich um den Häuptling drängen, niemand die geringe Arbeit aufwenden mag. Am größten sind die Viehbestände bei den Tikar, besonders an Ziegen, in Wute-Dörfern sind auch die Hühner noch verhältnismäßig zahlreich, am ärmsten an Haustieren sind die kleinen Bantu-Völker der Wute-Ebene.

[1] v. Stein. Kol. Bl. 1908. S. 525 ff.
[2] Jahresber. 1907/08. Kamerun S. 35.

Hühner und Ziegen werden von allen Dorfbewohnern gehalten, Schafe aber besitzt nur der Häuptling und der Großmann, die sich auch allein den Luxus eines Pferdes erlauben können. Die Zahl der Pferde ist sehr gesunken, seit die Selbständigkeit des Lamido und der Häuptlinge gebrochen wurde; es fehlen ihnen die Mittel zum Pferdekauf, die früher Sklavenraub und Sklavenhandel verschafften. Morgen[1] sah 1891 in „Sanserni-Tibati" (vor Ngambe) 300 Pferde, bei Ngila 15 und bei Ngute 30; auch Dominik[2] erbeutete 1899 in Ngilas Stadt noch 15 Pferde. Von solchen Zahlen ist heute nirgends mehr die Rede; in Ngambe gibt es heute 5 Pferde, in Linde 2, andere Häuptlinge sind höchstens im Besitz von einem einzigen Pferd. Auch Rinderherden von tausend oder mehr Stück — so hoch schätzt sie Dominik[3] 1899 — gibt es heute in der Umgegend von Tibati nicht mehr; man darf heute ihre Zahl allerhöchstens nach Hunderten schätzen.

Jagd und Fischfang

Jagd und Fischfang sind nicht Hauptquellen der Ernährung wie der Hackbau, doch liefern sie dem Menschen immerhin allerhand begehrte und hochgeschätzte Zukost zur eigentlichen Nahrung. Die Jagd ist ein Vergnügen, das oft dem Häuptling oder Großmann vorbehalten bleibt. Der kriegerische Wute[4] übt sie leidenschaftlich und sucht in ihr Ersatz für die Fehden und Kriege früherer Zeiten; seine Hunde richtet er in Meuten ab und hetzt mit ihnen selbst Büffel und Löwen. Das Fischen mit Handnetzen oder oft riesigen Reusen und das Fischstechen sind untergeordnete Arbeiten, die auch von Weibern betrieben werden.

Entsprechend dem Vegetationsbild, in dem Grasfluren oder Savannen mit mehr oder minder ausgedehnten, oft dichten Waldungen abwechseln, finden wir Vertreter der Wald- und der Steppenfauna unter der jagdbaren Tierwelt.

Der Neger kennt die einsame Pirsch des einzelnen geschickten Jägers, aber auch die Treibjagd, an der sich viele Treiber und Jäger beteiligen. Sie wird ganz planmäßig vorbereitet, indem in der Trockenzeit die Grasflächen in weitem Umkreis abgebrannt werden. In der Mitte bleibt ein größeres Stück Gras ungebrannt, da zieht sich alles Wild hinein. Dies Grasdickicht wird rings umstellt, mit lärmenden Hunden und schreienden Treibern das Wild nach einer Seite getrieben oder mit Feuer gescheucht: es bricht in Todesangst aus und wird leicht erlegt oder stirbt im Feuer. Der lange Stoßspeer, der Wurfspeer, Bogen und Pfeil sind die Jagdwaffen, die, der Vegetation des Landes angepaßt, z. T. auf weite Entfernung auf offener Grasflur brauchbar sind (Tafel 20).

Die Jagd ist fast stets an die Trockenzeit und an den Anfang der Regenzeit gebunden; ist das Gras wieder hoch gewachsen, kann sich das Wild so gut darin verstecken, daß es nur schwer aufzustöbern ist. Auch auf Büffel

[1] Morgen a. a. O. S. 277.
[2] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 264.
[3] v. Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 847.
[4] Vergl. 1. Teil, S. 49 und Tafel 34.



M. P. Thorbecke phot.

Jäger in der Savanne

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

und Löwen ist die Jagd dann besonders gefährlich, weil der Jäger unerwartet von einem gereizten oder verwundeten Tier angenommen werden kann.

Der Fischfang wird gleichfalls meist in der Trockenzeit betrieben: das Wasser selbst der großen Flüsse fließt dann so ruhig, daß der Eingeborene seine großen Reusen auslegen kann, ohne daß sie fortgerissen werden. In den kleinen Bächen, die in der Trockenzeit sehr seicht sind, dämmen die Weiber das Wasser ab und fangen die Fische mit großen Handnetzen. Das Fischstechen wird in klaren Gewässern von einzelnen geschickten Männern geübt mit besonderen Fischspeeren.

Jagd und Fischfang dienen heute nur zur Ernährung. Die Jagd auf den Elefanten, die in früheren Jahren außer dem begehrten Fleisch auch das kostbare Elfenbein für den Handel lieferte, hat ganz aufgehört, seit Haussa und Fullah in ihrer Gier nach diesem wertvollen Produkt die früher bedeutenden Elefantenherden ausgerottet haben.

Sammeltätigkeit

Neben dem, was der Mensch durch Hackbau, Viehhaltung, Jagd und Fischfang an Nahrungsmitteln gewinnt, bietet ihm auch die natürliche Pflanzenwelt und die Klein-Fauna allerhand Nahrung, die er sich in gelegentlicher Sammeltätigkeit verschafft. Da seine Ernährung davon aber gar nicht abhängt, sammelt er nie planmäßig, er nimmt mit, was er zufällig findet. Diese Sammeltätigkeit ist ganz bedeutungslos.

Von großer Bedeutung für das Wirtschaftsleben hingegen war einige Jahre hindurch die dem Handel dienende Sammeltätigkeit, als die Eingeborenen lernten, für den Europäer den wilden Kautschuk der Wälder zu zapfen. Rücksichtsloses Anzapfen der Bäume und Lianen hat rasch zu starker Verminderung der reichen nätürlichen Bestände geführt; in geringem Umfang wird heute wohl noch im Ost-Mbamland Kautschuk gesammelt, doch muß in absehbarer Zeit mit völliger Vernichtung dieses Wirtschaftszweiges gerechnet werden.

Handwerk und Gewerbe

Für alle Geräte und die notwendigste Kleidung findet der Bewohner des Ost-Mbamlandes die Rohstoffe im Lande selbst. Wäre er von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, könnte er doch die für sein Leben und seine Wirtschaft nötigen Webereien, Flechtwerke, Töpfer- und Schmiede-Arbeiten ausführen, auch nicht ein Rohstoff würde ihm fehlen. Der einzige Handwerkszweig, der sein Material aus andern Gegenden bezieht, ist der Gelbguß. Aber dies Kunsthandwerk wird ja gerade dadurch charakterisiert, daß es nur Schmucksachen und Prunkpfeifen hervorbringt, nicht notwendige Gebrauchsgegenstände.

Die Unabhängigkeit des Handwerks eines eng begrenzten Landes von aller Einfuhr an Rohmaterial ist nur auf einer einfachen Kulturstufe möglich, setzt aber einen gewissen natürlichen Reichtum an Schätzen des Bodens

und der Pflanzenwelt voraus. Das Zusammentreffen dieser beiden Faktoren charakterisiert einen besondern wirtschaftsgeographischen Typus. Immerhin ist die materielle Kultur im Ost-Mbamland nicht mehr so primitiv, daß sich ein jeder alle Dinge und Geräte im eigenen Haus herstellen müßte. Es gibt in jedem größeren Dorf Handwerker, die ein ganz bestimmtes, nur von ihnen erlerntes Handwerk neben ihrem Hackbau treiben. Meist arbeitet so ein Handwerker auf Bestellung, ab und an auch auf Vorrat für gelegentlichen Verkauf. Ich möchte diese Art des Handwerks am ehesten mit dem „Hausgewerbe" der ungarischen und rumänischen Bauern vergleichen, das sich von unsrer Hausindustrie oder Heimarbeit dadurch unterscheidet, daß der Verfertiger der Ware ihren Vertrieb selbst besorgt.

Alle gewerbliche Tätigkeit bleibt reines Handwerk; jedes Stück zeigt persönliche, nur ihm eigene Verschiedenheiten, nirgends finden wir Massen- oder Maschinen-Arbeit, die zufällige Begabung oder Laune des Einzelnen ist für die Ausführung allein maßgebend. Die einzige Ausnahme bildet das Mattenflechten der Mbum-Neger von Tibati. Sie stellen in der uns geläufigen Form von Heimarbeit Massenwaren zum Verkauf an den Haussa her.

Flechten ist das einfachste Handwerk. Das Material wächst wild. Es wird verwendet: Palmbast, die großen Blattfächer der Borassuspalme[1], der zähe Bast einer Waldstaude, schmale, abgespaltene Streifen von Raphiaholz, dünne, geschälte Lianen, Gras. Man übt reine Flecht-Arbeit, die nur mit den Händen hergestellt wird; der breite Webe-Apparat, auf dem im Waldland aus Bast Stoffe zur Kleidung, im westlichen Grashochland Matten und Taschen gewebt werden, fehlt im Ost-Mbamland vollständig. Vielleicht hat das westliche Grashochland dies Kulturgut dem Waldland entlehnt, während im Ost-Mbamland die sudanischen Einflüsse auch im Handwerk stets überwogen.

Netze und Seile werden geknüpft und gedreht aus der Faser einer angepflanzten Staude. Ich vermute, daß es sich um eine Hanf- oder Nessel-Art handelt, es ist mir aber nicht gelungen, die Pflanze oder ihren Samen zu erhalten, trotzdem mir Tikarleute wiederholt bestimmt versicherten, daß sie im Land angebaut würde.

Tontöpfe jeder Größe und Form verfertigen die Frauen aus freier Hand ohne Töpferscheibe; sie benutzen dazu feinen, ausgeschlämmten Ton aus dem von den Bächen mitgeführten Detritus. Das geformte Gefäß wird an der Sonne getrocknet und im Feuer gebrannt.

Die Anfertigung der Baumrindenstoffe durch Klopfen der Rinde verstehen noch die meisten alten Leute, sie erfordert weder besonderes Geschick noch große Kunstfertigkeit. Das Weben von Baumwollstoff aber übten von jeher nur einige wenige ausgebildete Weber, denen der Auftraggeber das fertig gesponnene Baumwollgarn brachte.

Am höchsten steht das Schmiedehandwerk. Das Roh-Eisen wird aus dem Laterit des Bodens gewonnen; besonders gutes aus dem schwarzen

[1] In Ost-Afrika wird in ganz ähnlicher Weise das große Blatt der dort häufigen Hyphaene (der Dum-Palme Ägyptens) industriell verarbeitet. Vergl. Stuhlmann. a. a. O. S. 30/31.

Schlamm langsam fließender Gewässer ausgeschmolzen, so bei Jakong und am Djoté, südwestlich von Tibati. Nach Dominik[1] und Kamptz[2] soll gerade dies Gebiet westlich und südwestlich von Tibati reich an Eisenstein sein; beide fanden hier zahlreiche Eisenschmelzen und Schmieden. In hochgebauten Öfen aus Lehm wird die eisenhaltige Erde verhüttet, das gewonnene Eisen in dicken Klumpen zum Schmied gebracht, der es ganz primitiv, aber sorgfältig verarbeitet. Schwerter, Speer- und Pfeilspitzen, Dolchmesser und Keulen, Äxte und Hacken, Armringe und Haarpfeile werden in unendlichen Variationen angefertigt. Heute findet man noch in jedem größeren Dorf einen oder zwei Schmiede; in der Zeit der höchsten Macht der Wute-Fürsten sah Morgen[3] in Ngilas Stadt tagaus, tagein 60—70 Schmiede an der Arbeit, um all die vielen und vielerlei Waffen herzustellen, die der ewige Krieg forderte.

Da alle Bewohner des Kameruner Gras-Hochlandes die Technik der Eisen-Aufbereitung und des Schmiedens kennen, bin ich überzeugt, daß dies Handwerk bei ihnen autochthon ist, also von ihnen selbst erfunden oder zumindest im Land bei seinem ersten Betreten vorgefunden wurde; Dominiks Ansicht[4], daß die Wute erst von den Haussa das Schmieden gelernt hätten, kann ich nicht beipflichten. Ab und an ist der Schmied auch Gelbgießer. Die Technik des Gelbguß wird mit fremdländischem, von fern her eingeführtem Material geübt; sie darf als Kunst oder mindestens Kunsthandwerk gelten, wird doch jedes Stück einzeln in Wachs gebildet und in verlorener Form gegossen.

Auffallend ist das Fehlen jeder Holzschneide-Technik im Ost-Mbamland, das doch verhältnismäßig reich an geeignetem Holz ist. Weder zu Gegenständen des täglichen Gebrauchs, etwa zu Töpfen oder Schüsseln, noch zu Zierraten wird Holz verwendet, das gerade in den westlich[5] angrenzenden Gras-Hochländern so oft und so verschiedenartig verarbeitet wird, trotzdem es gerade dort selten ist. Die Seltenheit eines Rohstoffs scheint seine Wertschätzung zu bedingen und zu besonders sorgfältiger, kunstvoller Bearbeitung zu reizen.

Die heimischen Handwerke sind von den allmählich eindringenden europäischen Waren immer merkbarer beeinflußt worden. Auf die Herstellung von Stoffen und Tongefäßen wirkt der europäische Einfluß geradezu zerstörend. Die europäischen Baumwollstoffe sind so billig, daß sich die Eingeborenen nicht mehr die Mühe machen, Baumrindenstoffe zu klopfen oder Baumwollstoff zu weben. Europäische Blech- und Emailwaren gewöhnlichster Art verdrängen langsam die schönen einheimischen Tongefäße. Der Gelbguß wird minderwertig, da die Gießer Gegenstände aus europäischer Messingbronze einschmelzen, die augenscheinlich nicht rein und geschmeidig genug ist, um feine Wachsmodelle gut auszugießen. Die wenigen überhaupt noch arbeitenden Gießer können heute nur ganz rohe Pfeifen und Armringe herstellen, all die

[1] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 294.
[2] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 848.
[3] Morgen. Durch Kamerun. S. 199/200.
[4] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in Kamerun. S. 76.
[5] Vergl. im 1. Teil den Abschnitt „Bamum“, S. 14 ff., und Tafeln 8, 9, 10, 12.

zierliche, entzückende Feinheit der alten Stücke ist dahin. Nur Flechten und Schmieden sind noch wenig von europäischem Einfluß berührt.

Für die Flechtarbeiten bietet einstweilen kein europäisches Produkt Ersatz, im Gegenteil können hier wie in Ost-Afrika oder in China geflochtene Matten, Körbe und Borten einmal Massenwaren der Ausfuhr werden. In dem ausgezeichneten Rohr des Rotang[1] in den Waldsümpfen von Jakong und südlich von Tibati[2] besitzen wir einen dem Stuhlrohr ähnlichen Rohstoff; die Station Joko hat 1912 von Tikarleuten aus Jakong, die in Jaunde von einem Gewerbelehrer der amerikanischen Mission in Süd-Kamerun ausgebildet wurden, sehr schöne und bequeme Korbmöbel herstellen lassen (Tafel 19, Abbildung 2), die mit den durch Seefracht und Landtransport sehr verteuerten Madeira-Möbeln im Innern der Kolonie jeden Wettbewerb aushalten können.

Das Schmiedehandwerk hat wohl etwas nachgelassen, seitdem im Frieden der deutschen Herrschaft nicht mehr so viele Waffen gebraucht werden; doch zieht der Neger die im Land aus seinem Eisen geschmiedete Axt und Hacke bei weitem den eingeführten europäischen Werkzeugen vor, die meist aus recht schlechtem Metall gegossen sind. Nur das breite lange Haumesser hat überall rasch Eingang gefunden; es genügt zum Umhauen von Gras und Hirsehalmen und zum Fällen von nicht zu großen Bäumen, ist billiger als das selbstgeschmiedete Schwert und praktischer als der einheimische Dolch.

Handel

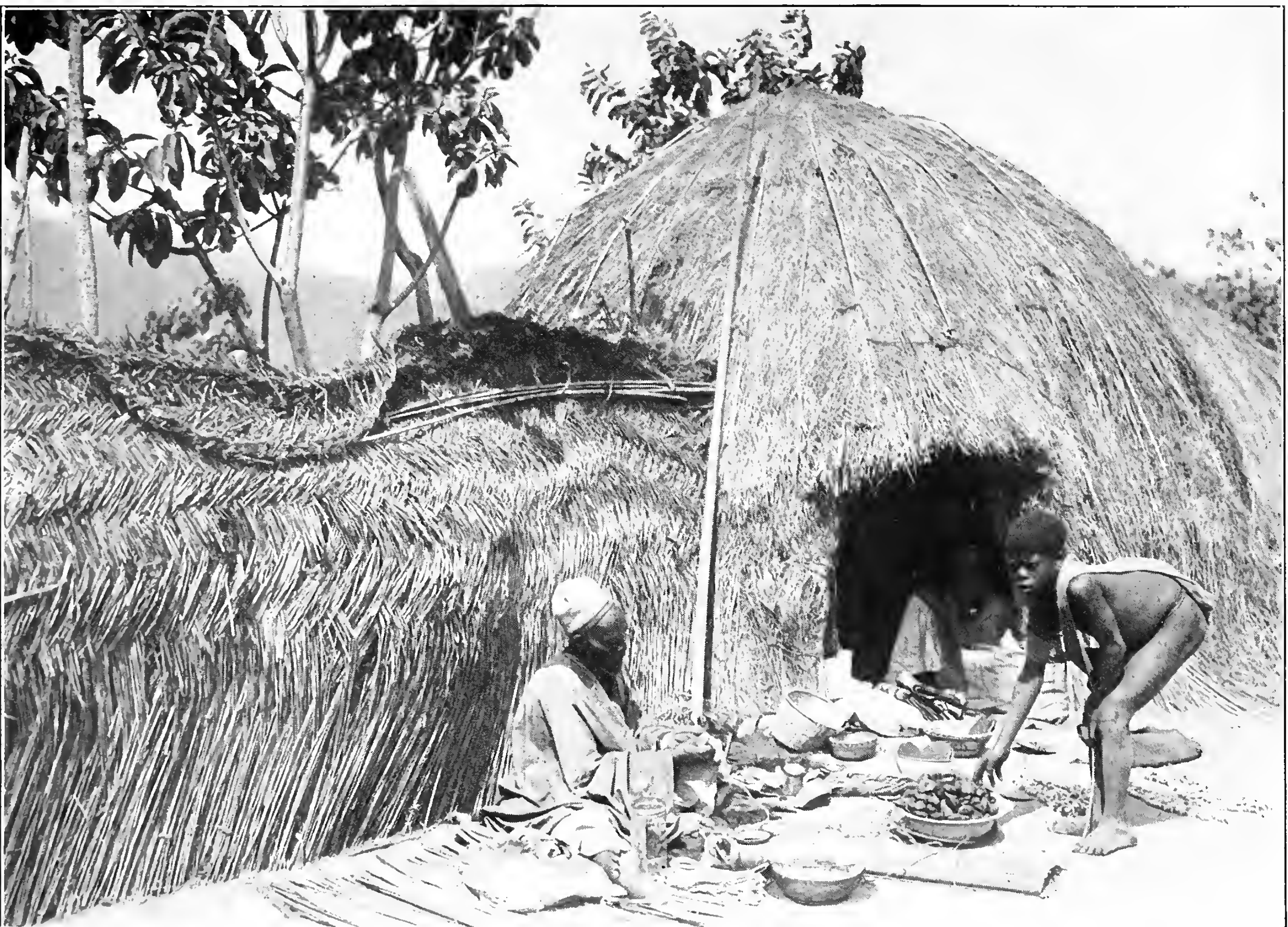
Keines der im Ost-Mbamland ansässigen Völker ist ein Händlervolk. Kein Tikar oder Wute, kein Bati oder Fuk geht als Händler mit den Produkten seines Landes in andere Länder, um sie dort zu verkaufen; keiner holt etwas. das im eigenen Land fehlt, von weit her. Tikar, Bati und Fuk sind nur Hackbauern, die an der Scholle kleben; der Wute war immer nur Krieger, der alles ihm Erreichbare mit Gewalt nahm. Stets haben nur Fremde den Handel in das Land hinein getragen, Händler, die zumeist aus großer Ferne kamen, ihre Güter brachten und die Produkte des Landes dafür eintauschten.

Der Handel der Einheimischen unter einander

Die Agrarverfassung der Tikar, nach der Ödland Gemeindebesitz ist, das jeder Dorfgenosse in Kultur nehmen darf, und die despotische Herrschaft der Wute, die alle Unterworfenen als Sklaven die Feldarbeit tun ließen, machen den Markt mit Lebensmitteln überflüssig, der im westlichen Grashochland die Grundlage des Handels bildet.

Nur in ganz geringem Maß findet Handel innerhalb der Dörfer statt. Als eine Ausnahme muß der Hausierhandel gelten, der von den Weibern in Bengbeng mit selbst verfertigten, ganz besonders großen und festen Ton-Töpfen in

[1] Calamus sp.
[2] Vergl. 1. Teil, S. 68.



F. Thorbecke phot.

Warenauslage eines Haussa-Händlers

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

benachbarte Dörfer, kaum je weiter nach auswärts betrieben wird. Aber immer ist dieser Handel ein privates Handelsgeschäft zwischen Käufer und Verfertiger, nie ein Kauf auf öffentlichem Markt. Daher dreht sich aller Handel (außer um Lebensmittel, von denen der eine oder der andere einmal zu wenig haben mag) um Erzeugnisse des Handwerks, die — immer ohne Zwischenhändler — vom Produzenten unmittelbar an den Konsumenten verkauft werden. Einzig die Mbum-Neger in Tibati, die aber nicht als Einheimische zu betrachten sind, vertreiben ihre Flechtarbeiten durch den Haussa-Händler, die sie als „Haussa-Matten“ weithin verbreiten, soweit die Grenze ihres Handels reicht. Der Handel ist nicht ein Tausch von Ware gegen Ware, sondern ein regelrechter Kauf mit einem überall anerkannten Zahlungsmittel, der Kaurimuschel, die auch heute noch unter den Eingeborenen neben deutschem Nickel- und Silbergeld gilt.

Der Handel mit andern afrikanischen Völkern

Das von Alters her am meisten in das Ost-Mbamland eingeführte Produkt ist das Salz. Die Eingeborenen gewinnen im eigenen Land kein Salz, abgesehen von der sehr minderwertigen Lauge, die sie hie und da aus Pflanzenasche herstellen. Haussa und Bamum führten als Zwischenhändler das Salz von Norden und Westen in das Ost-Mbamland ein und zogen damit hausierend von Dorf zu Dorf. Auch heute noch ist Salz der erste Handelsartikel, $^1/_4$ kg wird mit 25—50 Pfg. bezahlt.

Der Bamumhändler brachte auch viel Palmöl, da im westlichen Grashochland die Ölpalmen weniger auf Saft angezapft werden und daher reichere Ölernten geben als östlich des Mbam.

Als Lieferant von Stoffen spielte der Haussa die erste Rolle. Er brachte die aus schmalen, handgewebten Streifen zusammengenähten Tücher und Gewänder, die im nördlichen Kamerun von andern Völker hergestellt werden; und da jeder Neger das Verlangen nach Kleidung hat, wurden „Haussa-Stoffe“ viel und rasch abgesetzt. Der Neger zahlte mit Lebensmitteln, mit Öl oder Klein-Vieh, es war ein richtiger Tauschhandel. Der wertvollste Handelsartikel des Haussa aber war und blieb das Groß-Vieh, von dem er früher hauptsächlich Pferde den Wutehäuptlingen brachte.

Auch hier ist der Haussa wie überall im tropischen West-Afrika der Zwischenhändler. Mit wahrem Geschäftsinstinkt weiß er sich jeder Lage anzupassen, jede Gelegenheit auszunutzen; er verschmäht nicht den kleinsten Vorteil beim Hausieren, breitet täglich vor seiner Hütte alle seine Waren aus (Tafel 21) und wartet geduldig auf Käufer; unermüdlich preist er seine Schätze an, ein zäher Händler, der auch Gefahren nicht scheut, wenn großer Gewinn winkt. Als die ersten Europäer das Ost-Mbamland betraten, handelte der Haussa für Pferde, Kleidungsstücke, Waffen, Lederwaren, Flechtarbeiten und Perlen zumeist Sklaven und Elfenbein ein. Die Sklaven wurden nach Norden in die islamische Welt verkauft, das Elfenbein an die englische Niger-Company.

Soweit der unmittelbare Einfluß der Fullah in das Ost-Mbamland reichte, hatten sich richtige Märkte entwickelt, an denen die Haussa den lebhaftesten Anteil

nahmen (Tafel 22, Abbildung 1). Morgen[1] fand den ersten Markt in Joko, den nächsten im Kriegslager „Sanserni-Tibati“ vor Ngambe; Stetten[2] nennt „Sanserni“ einen Haupt-Handelsplatz und schildert seinen Markt mit gedeckten Verkaufsständen, wo neben andern Waren auch frisches Fleisch auslag, während die größeren Geschäfte in gestickten Gewändern, in Pferden, Rindvieh und Elfenbein in den Hütten abgeschlossen wurden[3]. Die nördlichsten Tikarorte Pataku und Maharba[4], die unter der Botmäßigkeit des Lamido von Banjo standen, waren offene Handelsplätze.

Die Wutehäuptlinge duldeten nirgends in ihren Hauptstädten Markthandel; in ihrem Machtbereich beanspruchten sie das Handelsmonopol[5] für sich allein. In Ngilas Stadt lebten wohl mehrere Hundert Haussa, aber bei ihrer Ankunft mußten sie alle Waren abgeben und erhielten nur ganz allmählich, vielleicht erst nach Jahren, ihre Bezahlung in Sklaven oder Elfenbein. Der Handel der Haussa reichte sogar über das Westufer des unteren Mbam bis zu den Tschinga.

Die Länder zwischen Mbam und Sanaga waren in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Quelle des westafrikanischen Elfenbeinhandels. Zu welchem Preis es dort gehandelt wurde, ergibt sich aus Morgens Bericht[6]: die Haussa boten ihm 50 Pfd. Elfenbein, das an der Kameruner Küste damals 450,— Mk. wert war, „für drei Faden Zeug, die etwa 70 Pfg. kosteten“. Natürlich hatten die Haussa das Elfenbein noch viel billiger vom Wutehäuptling erstanden. Wie wenig die Neger den Wert des Elfenbeins kannten, sieht man an den Posaunen aus großen Elefantenzähnen, die von den Musikkapellen der Wutehäuptlinge geblasen wurden und in dieser Form auch häufig zum Lamido von Tibati als Tributzahlung kamen. Aber schon in „Sanserni“ wurden sie kaum mehr benutzt[7]; dort hatte das Elfenbein bereits einen viel zu hohen Handelswert und war nur Handelsartikel. Große Vorräte wurden in den Schatzkammern des Lamido in Tibati selbst aufgespeichert und fielen den erobernden Deutschen in die Hände. Trotzdem die Tibati viel gerettet hatten, erbeuteten die Eroberer noch 38 riesenhafte Elfenbeinzähne[8], deren jeder über 100 Pfund wog; auch die verlangte Kontribution von 100 großen Zähnen wurde glatt bezahlt.

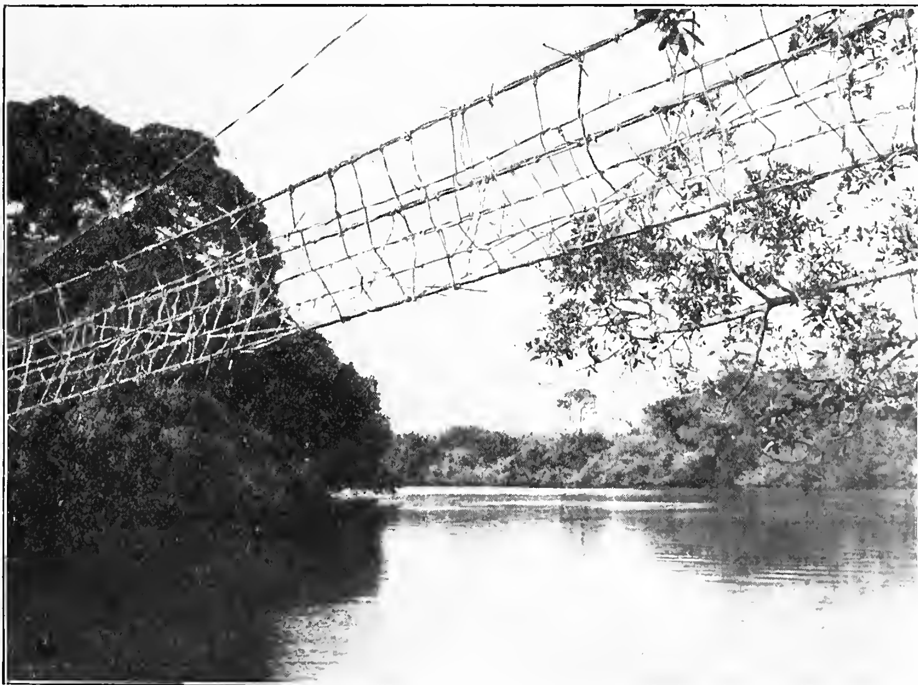
Der Handel mit Kola, dem begehrten Reizmittel der Neger und Haussa, ist im Ost-Mbamland nur Durchgangshandel gewesen. Kola kommt im Lande selbst nur in kleiner minderwertiger Sorte vor. Eigentliche Kolagebiete sind die westlichen Grashochländer: Bangante, Bamum, Bansso. Der nördlich des Mbam

[1] Morgen. Durch Kamerun. S. 136.
[2] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 137 und 159 ff.
[3] Dasselbe berichtet Kandt (Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. 3. Aufl. 1914. Bd. I. S. 180) vom Handelsleben in Tabora, wo auch größere Wertobjekte, wie Rinder, gewohnheitsmäßig nicht den offenen Markt aufsuchen.
[4] Nach Pavel. Kol. Bl. 1902. S. 239.
[5] Vergl. Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 112.
[6] Morgen. Durch Kamerun. S. 84 85.
[7] Ebenda. S. 279.
[8] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 275.



F. Thorbecke phot.

1. Markt in Tibati



M. P. Thorbecke phot.

2. Hängebrücke

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

gelegene Tikarort Pataku[1] und Wutschaba am Sanaga[2] waren Mittelpunkte des Kolahandels. Über die Bewertung der Kola im Produktionsgebiet und in davon entfernteren Ländern geben die Zahlen des Jahresberichts über die deutschen Kolonien 1907/08 Auskunft: 100 Stück Kolanüsse kosten in Bansso 0,50 Mk. im Banjo schon 3 Mk. und in den Tschadsee-Ländern 10 Mk.

Der Handel mit dem Europäer

Anfangs der 90er Jahre wurde der europäische Handel im Hinterland von Kamerun vollkommen beherrscht von der Royal-Niger-Company[3]. Sobald aber einmal die ersten Deutschen von Süden her durchgestoßen waren, richteten sie ihr Augenmerk darauf, das Ost-Mbamland dem Handel mit der Kamerun-Küste zu eröffnen; war er doch schon kräftig bis an die Süd-Grenze, den Sanaga vorgedrungen. 1892 kamen die ersten Nachrichten[4] über die reichen Elfenbeinschätze in Balinga und über das massenhafte Vorkommen von Kautschuk in den Sanaga-Wäldern, der gegen Waren von der Küste getauscht wurde. Und kaum war Morgen von seiner ersten Reise zum Ngila an die Küste zurückgekehrt, als er die Aussendung einer kaufmännischen Expedition betrieb, die die ersten Handelsverbindungen mit dem Ost-Mbamland anknüpfen sollte.

Von da an ist es unablässig das Bemühen der Offiziere und Beamten in Jaunde gewesen, dem deutschen Handel den Weg von der Küste nach Norden zu öffnen. Viel früher als man an eine politische Unterwerfung der Wute und Fullah dachte, versuchte man, sie wirtschaftlich mit der Kamerun-Küste in Beziehung zu bringen. Der Versuch, die Haussa auszuschalten, mißlang[5], denn die Negerhäuptlinge fanden in dem deutschen Kaufmann wohl einen Abnehmer für ihr Elfenbein, nicht aber für ihre Sklaven, dafür kamen allein die Haussa in Betracht. Der nächste Schritt bestand 1896 darin, einige Haussa zu einer Reise von Ndumba über Jaunde nach Kribi[6] zu veranlassen, damit sie selber sähen, daß dieser Weg kürzer und sicherer sei als die Straße über Tibati oder Banjo nach Yola. War doch schon damals der für undurchdringlich geltende Süd-Kameruner Urwald durch einen vorzüglichen, überall gangbaren Weg passierbar gemacht. Aber erst 1897 wurde eine europäische Faktorei in Jaunde gegründet, die ihre Beziehungen durch Zwischenhändler weit ins Wuteland ausdehnte[7]. Sofort aber erklärte der Lamido von Tibati, der vom Benue-Handel größeren Vorteil zu haben glaubte, dem deutschen Handel den Krieg[8]. Er verbot den Haussa, weiter nach Süden zu gehen als zum Ngila nach Ndumba; „eine

[1] Dominik. Kol. Bl. 1902. S. 311.
[2] v. Carnap. Kol. Bl. 1898. S. 272.
[3] Morgen. Durch Kamerun. S. 280.
[4] Kol. Bl. 1892. S. 397.
[5] Morgen. Durch Kamerun. S. 189.
[6] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 183 Puttkammer. Kol. Bl. 1897. S. 379.
[7] Jahresber. 1897/98. S. 191.
[8] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 230/231.

Eröffnung des Handelsweges gab es nur noch mit den Waffen in der Hand"[1]. Aber auch nach der Unterwerfung des Lamido und der Befreiung des Landes verblieb der Handel zum großen Teil in den Händen der Haussa, deren Mitarbeit sogar noch 1908 von der Handelskammer in Kribi[2] als unentbehrlich bezeichnet wurde. Verstehen sie es doch besser, sich allen Verhältnissen anzupassen, als irgend ein Europäer oder auch ein andrer Farbiger. Trotzdem schoben die europäischen Firmen ihre farbigen Händler, meist Gabunleute, von Süden immer mehr vor. So gewann allmählich der deutsche Handel, der von der Regierung auf jede Weise unterstützt wurde, gegenüber dem englischen Benue-Handel an Boden.

Anfangs basierte auch der deutsche Handel, wie der Benue-Handel der Haussa, auf dem Bedürfnis der Eingeborenen nach Salz, vor allem aber auf dem immer mehr wachsenden Verlangen nach Stoffen. Denn vollständige und warme Bekleidung sind das erste Luxusbedürfnis des Negers, das er nicht zu decken vermag. Der allgemeine Wunsch nach Kleidung bildet auch heute noch die Grundlage des europäischen Handels mit so vielen Völkern Afrikas und der Südsee.

Um die Wende des Jahrhunderts suchte der europäische Kaufmann in diesen neuen Handelsgebieten in erster Linie Elfenbein und Gummi: Elfenbein, das anderswo in Afrika schon vielfach erschöpft war, und Gummi, den die Industrie in immer steigenden Mengen in unerhörtem Tempo verlangte. Anfangs war Elfenbein noch immer das erste Handelsobjekt im Ost-Mbamland; aber es wurde rasch seltener und verschwand durch die Herabsetzung des zur Ausfuhr zugelassenen Mindestgewichts von 5 kg auf 2 kg für den Zahn in wenigen Jahren ganz. Der Gummi gewann mehr und mehr an Bedeutung. In den Fluß- und Bergwäldern wuchsen Kickxia-Bäume und Landolphia-Lianen. Selbst die arbeitsscheuen Wute gewöhnten sich daran, den Gummi zu sammeln, um mit verhältnismäßig geringer Mühe die begehrten europäischen Waren zu erlangen. Einige Jahre stand das Gummigeschäft in hoher Blüte, mehrere Firmen sandten europäische Kaufleute nach Joko und Ngambe; die Zahl der Handelsniederlassungen, die von Negern geführt wurden, wuchs rasch. 1908 unterhielten 7 deutsche und 2 englische Firmen zusammen 19 Faktoreien im Ost-Mbamland, davon 4 in Joko, 5 in Ngambe. Mit dem Waldgebiet zwischen Dengdeng und Bertua[3] konnte sich freilich das Ost-Mbamland nicht an Gummireichtum messen, immerhin aber machten die Firmen auch in der Savanne glänzende Geschäfte. Der in diesen Ländern gewonnene Gummi wird in Wurst- oder Kuchenform in die Faktoreien gebracht und nach Gewicht bezahlt, $^1/_4$ kg mit 1 Mk. in Waren.

Da es den Händlern nur darum zu tun war, große Mengen von Gummi rasch zu bekommen, lehrten sie die Eingeborenen nicht das sorgsame, vorsichtige Zapfen der Bäume, durch das ihr Leben erhalten bleibt. Die Neger schnitten die Bäume rücksichtslos, sodaß sie abstarben; davon zeugen noch heute die vielen, mit Schnittnarben versehenen, verdorrten Bäume im Wald von Ngambe. Nach wenigen Jahren der Blüte ging der Gummihandel stark

[1] Ebenda.
[2] Jahresbericht 1907/08. Kamerun. S. 37.
[3] Im Kol. Bl. 1907 S. 625 berichtet Oertzen, daß von Nanga-Eboko nach Dengdeng monatlich 16 Karawanen mit 1200 Trägern Gummi beförderten.

zurück. Viele Firmen lösten ihre Faktoreien im Ost-Mbamland auf, weil sie sich nicht mehr lohnten, es mögen ihrer heute nur mehr 6 bis 8 da sein. Immerhin kaufen diese noch mittlere Mengen von Gummi ein.

Von sehr großer Bedeutung war auch die Eröffnung des Handelswegs nach Süden für den Viehhandel. Das Küstenland und das riesige Süd-Kameruner Waldland leiden stark unter Fleischmangel, was ja mit als Ursache des furchtbaren Kannibalismus der Makka-Stämme anzusehen ist. Für die großen Viehbestände Adamauas wurde ein sehr aufnahmefähiger Markt eröffnet. Die Haussah bemächtigten sich dieses neuen Handelszweigs sofort mit Energie; früher hatten sie mit unmenschlicher Grausamkeit und skrupellosem Geschäftsgebahren auch Sklaven nach Süden an die Menschenfresser verhandelt, dieser Menschenhandel wurde verhältnismäßig rasch durch scharfe Maßnahmen der Regierung im wesentlichen unterbunden[1], wenn er auch heute noch im geheimen manchmal vorkommen mag. Der Viehhandel wurde andrerseits durch die Regierung auf jede Weise gefördert; die Beamten brachten selber Pferde mit an die Küste[2], die deutschen Stationen in Joko und Jaunde richteten Viehwirtschaften ein. Dieser Inner-Kameruner Handel, der in der Handels-Statistik der Kolonie überhaupt nicht auftritt, stellt einen bedeutenden Wert vor. In einem Jahr[3] wurden 20 000 Stück Großvieh und 8000 Stück Kleinvieh aus Adamaua nach Süd-Kamerun getrieben, was einem Geldwert von 3 Millionen Mark entspricht. Dieser Durchgangshandel durch das Ost-Mbamland sichert dem Südkameruner Kaufmann einen gewissen Einfluß auf den Markt in Garua am Benue, das einzige Gegengewicht gegen die Übermacht der englischen Niger-Company. Aber dieser Durchgangshandel beruht nicht auf Erzeugnissen des Ost-Mbamlandes selbst.

Die Zukunft des Handels

Der Handel mit Elfenbein ist dahin, der mit Kautschuk wird von Jahr zu Jahr unbedeutender; so wird der eigene Handel des Ost-Mbamlandes binnen kurzem ersterben, wenn nicht rechtzeitig für Ersatz gesorgt wird. Auch eine Einfuhr von europäischen Waren ist nur möglich, wenn im Land selbst Ausfuhrprodukte erzeugt werden, sonst bleibt der Eingeborene nicht kaufkräftig. Also müssen im Interesse des Eingeborenen, wie des kolonisierenden Europäers, Produktions- und Absatzmöglichkeiten geschaffen werden. Das einzige Erzeugnis, dem die natürlichen Bedingungen eine sichere Zukunft gewährleisten, ist die Baumwolle[4]. Ihr Anbau muß daher mit allen Kräften gefördert werden. Baumwollbau und Baumwollhandel sind aber nur rentabel, wenn diese Massenware rasch, sicher und billig befördert werden kann, also auf einer Eisenbahn. Diese Bahn würde auch die Kultur von Ölpalme und Erdnuß fördern und den Viehhandel von Adamaua zur Kamerunküste sicherstellen.

[1] Jahresberichte 1909/10. S. 76 und 1910/11. S. 72.
[2] Dominik. Kol. Bl. 1895. S. 651.
[3] Jahresbericht 1911/12.
[4] S. 57 und 1. Teil, S. 86 und S. 100.

Der Verkehr

Das Klima bestimmt im tropischen Afrika im wesentlichen den Charakter der menschlichen Wirtschaft, vom Klima hängt auch der Verkehr ab, doch wirken auf Verkehrsmittel, wie auf Verkehrswege die Oberflächenformen nicht minder entscheidend ein.

Die ursprünglichen Verkehrsmittel und Verkehrswege

Bis in die jüngste Zeit stand für den Verkehr des Ost-Mbamlandes nur das allerprimitivste Transportmittel zur Verfügung: die Menschenkraft. Alle Waren, die in das Ost-Mbamland gehen oder von dort kommen, werden auch heute noch auf dem längsten Teil des Weges durch den menschlichen Träger befördert. Der Fußverkehr ist allein üblich innerhalb des Ost-Mbamlands.

Für dieses Verkehrsmittel ist das Ost-Mbamland überall als wegsam zu bezeichnen, denn nirgends sind selbst die Felsengebirge so schwer passierbar, nirgends ist der Wald so dicht oder der Sumpf dauernd so grundlos, daß ein Mensch nicht durch kommt. So gibt es überall Wege, die von den Eingeborenen bis zu einem gewissen Grad freiwillig gereinigt und offen gehalten werden. Es sind schmale, 30—100 cm breite, aber deutlich sichtbare, festgetretene Fußpfade im Gras[1]; auch im Wald sind sie ohne große Mühe zu verfolgen. Die Gewohnheit der Neger und der Haussa, stets im Gänsemarsch hinter einander, niemals neben einander zu gehen, hat diese schmalen festgetretenen Pfade hervorgerufen.

Die Führung der Fußwege ist zunächst überraschend: sie umgehen sorgfältig jedes kleinste Hindernis, nehmen aber nicht die geringste Rücksicht auf die wirklich großen Hindernisse der Bodenformen. Ein umgestürzter Baum, der den Pfad versperrt, wird nicht fortgeschafft, sondern umgangen, so ist bald ein neuer Pfad ausgetreten. Ein steiles Gebirge aber quert der Neger lieber, als daß er einen Umweg von 2 oder 3 Tagen macht. Der Charakter des Negers erklärt diesen scheinbaren Widerspruch. Einesteils tut er freiwillig nichts, was auch ein andrer tun könnte und womit er einem andern Mühe sparte: lieber umgeht er ein kleines Hindernis, als daß er es für den, der später kommt, aus dem Wege räumt. Andrerseits nimmt er gern im Augenblick eine Anstrengung oder Unbequemlichkeit auf sich, wenn er weiß, daß er sich dadurch eine längere Dauer der Arbeit spart. Charakteristisch dafür ist

[1] Vgl. 1. Teil, Tafel 27, Abb. 1 und Tafel 29, Abb. 1.

die Führung des direkten Wegs von Ngambe nach Linde[1], der die steile, hohe Ndomme-Mauer passiert und trotzdem allgemein benutzt wird, während ein bequemer Pfad — allerdings 2—3 Tagemärsche länger — im Westen um den Fuß der Ndomme herum führt. Schon die Schilderungen Morgens[2] lassen erkennen, daß selbst ein verhältnismäßig so kleines, aber schwieriges Terrainhindernis, wie der Inselberg Njua, der mit einem Umweg von einem halben Tag zu umgehen ist, den Neger in der Wahl des Weges durchaus nicht beeinflußt: sein Weg quert das Gebirge. Stetten[3] ist dann wenig später im Süden um den Njua herungegangen, wie wir[4] 1912.

Bei dem allein üblichen Fußverkehr bieten Fluß- und Bachläufe nur geringe Hindernisse. Schmälere Gewässer werden einfach durchwatet; es macht dem unbeschuhten Neger nicht viel aus, wenn er auch bis zu den Hüften durch das Wasser gehen muß. Fast alle größeren Gewässer haben in der Trockenzeit bequeme Furten, die jedem bekannt sind und viel benutzt werden. Wo aber der Fluß nicht durchschritten werden kann, genügen dem Fußgänger ganz primitive Brücken: zwei Bäume, deren Äste sich über dem Wasserspiegel berühren[5] oder verschlingen; ein einzelner, starker Ufer-Baum, der gefällt und zum andern Ufer hinüber geworfen ist.

Sind die Flüsse zu breit, als daß solche Naturbrücken hinüberreichten, so überwindet der Neger auch breite Ströme in einer dem Fußverkehr völlig genügenden Weise durch die Hängebrücke. Die Hängebrücke ist im Wald und im Grasland von Kamerun überall verbreitet. Sie kann überall da angebracht werden, wo starke Uferbäume stehen, wo Lianen reichlich Material zum Binden geben, wo die Flußbreite 80 m nicht überschreitet. Es ergibt sich von selbst, daß in Steppengebieten Hängebrücken nicht vorkommen können, sie fehlen also auf dem Weg von Joko nach Tibati. Auf klobigen, ungefügen Leitern, aus Stämmen und Ästen zusammengebunden, klettert man in die Baumkronen hinauf, in denen die Brücke hängt, einer riesigen Hängematte vergleichbar, die sich in flachem Bogen über das Wasser spannt (Tafel 22, Abbildung 2). Ganz und gar aus Lianenstricken geknüpft, besteht sie aus einem schmalen, 5 cm breiten Band als Fußsteig und zwei Geländern aus grobem Maschenwerk. Da diese Geländer die Neigung haben, sich in der Mitte der Brücke einander ganz zu nähern, ja fast zusammenzuklappen, so daß niemand mehr hindurch kann, werden sie mit Stricken von den benachbarten Bäumen her aus einander gezogen. Diese langen Stricke sichern obendrein das schwanke, luftige Bauwerk, wenn einmal an der Aufhängestelle am Ufer eines der Halteseile reißt. Der nackte Negerfuß geht leicht und sicher hinüber.

Sehr breite Flüsse, oder solche in der Steppe werden mit Fährbooten gequert. Aber bei den Tikar sind Fährboote so wenig heimisch wie bei den Wute[6], sie gehören am Mbam den westlichen Nachbarn, am Sanaga den kleinen

[1] Vgl. 1. Teil, S. 49/50.
[2] Morgen a. a. O. S. 264.
[3] Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 136.
[4] Vergl. 1. Teil, S. 85.
[5] Morgen a. a. O. S. 255.
[6] Vergl. Morgen, a. a. O. S. 230 und 232.

Bati-Stämmen[1], die als Fischer am Ufer leben. Die Kähne sind mächtige Einbäume, 50—80 cm breit und bis zu 8 m lang, die von einem Fährmann mit einer langen Stange gestakt oder mit einer kurzen Paddel gerudert werden; mitunter — wie am untern Mbam bei Ngakua — rudern zwei Fährleute, jeder mit einem kurzen Ruder an den Enden des Bootes.

Sumpfstrecken sind für den afrikanischen Fußverkehr verhältnismäßig leicht zu überwinden. Auf viel begangenen Wegen passiert sie der Neger auf Knüppeldämmen (Tafel 23); er schlägt beiderseits Pfosten in den Grund, legt Knüppel und Zweige dazwischen und bedeckt diese leidlich feste Unterlage mit Erde. Auch eine dicke Schütte des hohen starken Savannengrases und belaubte Zweige, über einige starke Äste gelegt, geben brauchbares Material, um rasch eine sumpfige Bachniederung für den Augenblick passierbar zu machen. Die aus einem Balkengerüst, aus Reisigbündeln und einem festen Belag von Lianenflechtwerk hergestellten breiten Brücken, die schmale Sumpfstrecken und mittlere Bäche überschreiten, sind im Ost-Mbamland[2] vielleicht auf Regierungsbefehl angelegt, denn wir fanden sie nur an Hauptstraßen, die noch nicht ausgebaut waren, aber doch als Regierungsstraßen gelten. In der Literatur sind sie bisher nirgends erwähnt.

So gut mit primitiven Mitteln, ohne Fuhrwerke im ganzen Ost-Mbamland der Verkehr zu Lande von statten gehen kann, so wenig ist ein Verkehr zu Wasser überhaupt möglich. Nicht einmal für die primitive Schiffahrt der Eingeborenen, deren Einbäume einen ganz geringen Tiefgang haben, können die großen und immer Wasser führenden Flüsse als Verkehrsstraßen dienen wegen der häufigen Fälle und Stromschnellen[3]. Die Neger treiben Schiffahrt nur im Fährdienst und fischen höchstens auf der Höhe ihrer eigenen Dörfer vom Boot aus. Die Erkundungen Morgens[4] und die Annahme Puttkamers[5], daß die großen Ströme Sanaga und Mbam schiffbar seien oder mindestens leicht schiffbar gemacht werden könnten, haben sich leider nicht bestätigt. Genauere Untersuchungen[6] und unsre eigenen Erfahrungen haben ergeben, daß beide Flüsse auf größere Strecken nicht schiffbar sind. Die Gewässer sind im Ost-Mbamland nur ein Hindernis für den Verkehr, sie fördern ihn nirgends.

Der Einfluß des Klimas auf den Verkehr

Der jahreszeitliche Wechsel des Klimas ist von größter Bedeutung für den Verkehr des Ost-Mbamlandes. Die Trockenzeit ist ihm günstig:

[1] Stein. Kol. Bl. 1908. S. 522.

[2] Westlich des Mbam haben wir solche Flechtwerkbrücken nur auf dem viel weniger gut gehaltenen Weg von Fumban zum Mbam passiert, sonst im Lande Bamum aber so wenig gesehen wie im Ost-Mbamland.

[3] Vergl. 1. Teil, S. 85 und Tafel 44.

[4] Morgen a. a. O. S. 291.

[5] v. Puttkamer. Kol. Bl. 1895. S. 296.

[6] Moisel, nach Untersuchungen von Bülow und Hoesemann, Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1903, S. 248. Dominik. Kol. Bl. 1896, S. 737 und Kol. Bl. 1905, S. 529. Jahresbericht 1906/07. C. S. 4.



M. P. Thorbecke phot.

Knüppeldamm

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

die Wege sind jetzt leicht gangbar, da das herein wuchernde Gras abgebrannt ist und in den Flußwäldern der Boden trocken; kleine Gewässer sind leicht zu durchschreiten, in den großen ist das Wasser seicht in den Furten, oder es fließt an den tieferen Stellen nur so träge, daß die Fähre ohne Mühe bedient werden kann. Und doch ist nirgends Wassermangel, nirgends sind die im Norden von Kamerun, zwischen Benue und Tschad, berüchtigten Durststrecken zu überwinden, überall findet man auch das zur Herstellung einer kleinen Schutzhütte für die Nacht notwendige Material.

Je feuchter aber die Jahreszeit wird, um so mehr hindert sie den Verkehr: die Regenfluten spülen tiefe Risse und Löcher in alle Wege, die Sumpfstrecken werden vollkommen unpassierbar. Berichtet doch Morgen[1], daß man in der Ndjim-Niederung im Oktober bis zu den Knien im Morast eingesunken sei, eine Woche später sogar bis an den Leib, ein Pferd sei stecken geblieben und eingegangen. Und unser Vorhaben, in der hohen Regenzeit einen Marsch längs des Djerem von Tibati südwärts zu machen, mußten wir aufgeben, weil die ganze Djerem-Niederung dann regelmäßig so versumpft ist, daß weder Führer noch Träger für diese Strecke zu bekommen sind. Auch die Sümpfe des Mbam-Waldes und der Wute-Ebene habe ich in der Regenzeit kennen gelernt Sie sind jetzt völlig unpassierbar, und es ist nicht möglich, durch sie an die Einzelberge[2] zu gelangen, die dem Südrand der Ndomme vorgelagert sind. Der kleinste Bach ist in der Regenzeit hoch geschwollen und kann — besonders unmittelbar nach einem starken Guß — zu einem ernstlichen, ja oft unüberwindbaren Hindernis werden. Die Fluten der größeren Flüsse reichen bis an die Baumbrücken und Hängebrücken und beschädigen sie; viele Stunden erfordert jetzt das Überschreiten einer Hängebrücke, da sie immer nur ein Mann mit seiner Last betreten darf. Die reißende Strömung gefährdet auch den Fährdienst und macht ihn oft ganz aufhören.

Die Aussicht, unterwegs ohne Schirm oder Schutzhülle dem Regen ausgesetzt zu sein und auf wenig bevölkerten Wegstrecken die Nacht ohne festes Dach und ohne Feuer in der Nässe kampieren zu müssen, verleidet selbst dem wanderlustigsten Eingeborenen das Wandern in der Regenzeit. In der Trockenzeit und in der ersten Hälfte der Regenzeit ist daher der Verkehr im Ost-Mbamland am lebhaftesten; je mehr die Regenzeit fortschreitet, um so geringer wird er, um schließlich in der hohen Regenzeit fast ganz einzuschlafen.

Der Verkehr zwischen den Einheimischen

Die im Lande angesessenen Negerstämme benutzen die Verkehrswege kaum zu Handelszwecken. Das Bedürfnis der Großleute und Unterhäuptlinge, jederzeit leicht zum Sitz des Häuptlings gelangen zu können, das Herbeischaffen von Feldfrüchten aus den Dörfern und von den Ackerplätzen zum Häuptlingsort, die Botengänge vom und zum Häuptling, Besuche bei Freunden — mehr diese

[1] Morgen a. a. O. S. 233 und 248.
[2] Vergl. 1. Teil S. 58.

Gründe veranlassen den Neger zum Wandern, als irgend ein Handelsbedürfnis. Ist doch der Handelssinn der einheimischen Neger so gering entwickelt, daß sie nicht einmal Märkte als stehende Einrichtung kennen, im Gegensatz zu ihren westlichen Nachbarn, bei denen das Marktleben regelmäßig Besucher aus oft weit entfernten Dörfern herbeizieht und die Grundlage des Verkehrs bildet. So sind im Ost-Mbamland alle Wege ursprünglich reine Verkehrsstraßen.

Die großen Handelsstraßen vor der Errichtung der deutschen Herrschaft[1]

Alle Handelsbeziehungen, die das Ost-Mbamland mit andern afrikanischen Ländern unterhielt, gingen nach Norden, Nordosten und Nordwesten. Der Sanaga bildete zur Zeit der ersten deutschen Erkundungen die Südgrenze des Verkehrs. Der große Urwald im Südosten war das unerschöpflich scheinende Elfenbein-Reservoir der belgischen und französischen Firmen im Sanaga-Gebiet, aber zwischen ihm und dem Ost-Mbamland bestand kaum irgend eine Verbindung, nur die Ngila-Leute wollen ihr Kupfer aus Südosten bekommen haben[2]. Gouverneur v. Puttkamer[3] wollte von dem ganz im Südosten gelegenen Mango aus nach Osten ziehen, fand aber keinen Führer, der jenseits der östlichsten Wute-Stadt Dabene Wegekenntnis hatte. Im Südwesten standen die Bewohner von Balinga, westlich des unteren Mbam[4], in unmittelbarem Handelsverkehr mit den Stämmen südlich des Sanaga, ohne daß dadurch aber der Verkehr des Ost-Mbamlandes selbst irgendwie beeinflußt wurde.

Die Gründe für das Entstehen dieser scharfen Verkehrsgrenze waren politisch: die Wute-Häuptlinge gestatteten den Haussahändlern nicht den Durchzug; sie wollten für sich allein jeden Handelsvorteil haben und untersagten den Verkehr nach Süden. Beim Ngila in Ndumba hatten daher die Haussa ihre südlichste Station.

Auch in der Führung der großen Verkehrsstraßen waren politische Einflüsse maßgebend: die Fullah-Fürsten zwangen alle Händler, auf ihren Wanderungen die Lamidats-Sitze zu besuchen. Von Yola führte die große Straße über Ngaumdere nach Tibati und von da nach Joko; von Ibi her eine andere über Banjo und von dort entweder nach Tibati oder über Pataku und Bamkin nach Ngambe und „Sanserni". Während der Lamido von Tibati seine Residenz in Sanserni vor Ngambe hatte, war es den Haussa-Händlern sogar verboten, den direkten südwärts gerichteten Weg von Tibati nach Joko zu nehmen, sie mußten den weiten Umweg nach Westen über Sanserni machen.

Die Wege von Banjo nach Sanserni und von Tibati nach Joko waren gleichmäßig bequem, die Fortsetzung beider nach Süden aber mußte das Hindernis der steilen Ndomme-Mauer nehmen. Aus politischen Gründen ging

[1] Vergl. Karte II: Verkehrswege und Handelsstraßen im Ost-Mbamland.
[2] Morgen a. a. O. S. 200.
[3] Kol. Bl. 1897.
[4] Morgen a. a. O. S. 109.

die Hauptstraße von Sanserni über Joko, den südlichsten Fullah-Posten; der Lamido hatte diese Führung angeordnet. Auch dem Wutehäuptling von Linde war daran gelegen, keinerlei unmittelbare Verbindung mit dem Sitz des eroberungslustigen Fullah zu haben, der höchste und steilste Teil der Ndomme-Wand bot ihm willkommenen Schutz. Der bequeme Weg über Ditam durch das Waldgebiet von West-Tikar[1] scheint kaum begangen worden zu sein, schreibt doch Dominik[2], daß der Weg von der Stadt des Ngutte am Mbam nach Ngambe durch das Bapea-Gebiet, also über das westliche Ufer des Mbam geführt habe. Ob der dichte Wald, ob erbitterte Grenzkämpfe zwischen Wute und Tikar, ob abermals der Wunsch des Wutehäuptlings von Linde, die unmittelbare Verbindung mit Sanserni zu meiden, hierfür maßgebend waren, läßt sich heute nicht mehr entscheiden.

Jedenfalls war Joko der Knotenpunkt der großen Handelsstraßen[3], die von hier nordwärts nach Tibati, nach Nordwesten in der Richtung auf Sanserni, westwärts nach Linde, nach Südwesten zum Ngila und gegen Südosten nach Wutschaba und Wenke führten, vielleicht ostwärts bis Kunde ins Baja-Land; darin lag auch die große Bedeutung des Besitzes von Joko für die Fullah in Tibati und später für die deutsche Herrschaft. Einen Knotenpunkt bildete weiter im Südosten auch Wutschaba[4]. Mit der von Nordwest kommenden Straße aus Joko trafen sich hier die Karawanenwege von Osten aus Gaza-Bertua (über die spätere französische Station Carnot) und aus Bania-Banjanga-Bertua, also aus dem Gebiet der Baja. Doch ist Näheres über Wutschaba als Handelsplatz nicht bekannt. Eine direkte Straße aber vom Sanaga nach Ngaumdere, unter östlicher Umgehung von Joko und Tibati gab es nicht; die Wanderhändler hätten das Gebiet der räuberischen Baja passieren müssen, die einen Durchzug nicht gestatteten[5], nur eigenen Verkehr nach Westen, eben auf Wutschaba zu, unterhielten.

Die großen Straßen galten als sicher; die Fullah-Fürsten und die ihnen Tribut pflichtigen Häuptlinge erkannten den Vorteil, den ihnen die Handelskarawanen brachten und duldeten nicht, daß sie unterwegs überfallen oder beraubt wurden.

Neben den großen Karawanenstraßen gab es noch kleinere Handelswege von untergeordneter Bedeutung, die nicht von Haussa-Karawanen, sondern von Negern begangen wurden. Zwischen Bamum und Tikar herrschte stets ein verhältnismäßig lebhafter Handelsverkehr. Nach einer Notiz von Pavel[6] sollen auch vorübergehend Handelsbeziehungen von Bali-Kumbat zu Ngutte und Ngila bestanden haben. Bisher war mir von einem Verkehr von dem 1908 recht unbedeutend erscheinenden und weit im Nordwesten, im heutigen Bamenda-Bezirk liegenden Bali-Kumbat bis ins Wuteland nichts bekannt. Ich könnte ihn mir nur durch einen Handel mit Kola erklären, die die Wutehäuptlinge von da ohne Zwischenhändler bezogen haben mochten, vielleicht auch von Roheisen.

[1] Vergl. 1. Teil, S. 37 ff. und S. 50.
[2] Dominik. Sechs Kriegs- und Friedensjahre. S. 175.
[3] Dominik, ebenda, S. 270 und Zimmermann, Durch Busch und Steppe, S. 111.
[4] v. Karnap. Kol. Bl. 1898. S. 272.
[5] v. Stetten. Kol. Bl. 1895. S. 114.
[6] Kol. Bl. 1902. S. 239.

Die Umwälzung des Verkehrs durch die deutsche Herrschaft

Schon lange, ehe ein Europäer das Ost-Mbamland betrat, stand es mit Europa in Handelsverkehr. War doch alles Elfenbein, das ausgeführt wurde, für den europäischen Kaufmann bestimmt, brachten doch die Haussa neben europäischen Stoffen oder Perlen sogar europäische Feuerwaffen bis zum Ngila: sie waren die Zwischenhändler zwischen Europäern und Negern.

Die Unterwerfung der Wute und Fullah und die Anlage einer deutschen Station auf dem strategisch wie handelspolitisch wichtigen Knotenpunkt Joko öffneten dem deutschen Handel 1899 das Land. Bis dahin fanden sich „nur englische Produkte in Adamaua“[1]. Amtlich wurde der Handelsweg von der Küste quer durch die ganze Kolonie nach Norden bis Ngaumdere und nach Osten bis an die französische Grenze für offen erklärt. Bald zeigten sich die ersten Erfolge; schon 1902[2] handelten die Haussa bei Ngila und Ngutte nicht mehr nach Norden, sondern über Jaunde zur Kamerun-Küste.

Für den Viehhandel von Adamaua in die Gummidistrikte Süd-Kameruns ist das Ost-Mbamland nur Durchgangsgebiet. In kleineren und größeren Herden von 10—100 Stück treiben die Haussa das Rindvieh nach Süden; häufig sind sie dabei beritten. Rinder und Pferde nehmen ohne Schwierigkeit steile Abstiege des Geländes und durchschwimmen die Flüsse allein oder neben dem Fährboot. Der Viehhandel benützt von allen Wegen aus Adamaua nach dem Süden am meisten die Straßen Tibati-Joko-Jaunde und Tibati-Joko-Dengdeng.

Der Anschluß des Ost-Mbamlandes an den Weltverkehr

Die wirksamste Unterstützung, die eine Kolonialregierung in den primitiven Verhältnissen eines tropischen Naturlandes dem Wirtschaftsleben angedeihen lassen kann, ist neben der Befriedung der Bewohner die möglichste Förderung des Verkehrs: der Ausbau der großen, durchgehenden Straßen und die Regelung des Trägerwesens.

Das Ost-Mbamland war mit der Unterwerfung der Eingeborenen in der Hauptsache befriedet. Der Ausbau der Straßen geschah von Kribi über Jaunde in das Ost-Mbamland hinein, und von Joko über Tibati nordwärts nach Adamaua. Zunächst wurde die Wegführung angegeben, der Weg in mittlerer Breite durch Wald und Gras ausgehauen und für dauernde Reinhaltung durch die Anwohner gesorgt (Tafel 24). Dann brachte man nach und nach streckenweise Verbesserungen an durch Verbreiterung, durch Aufschüttung fester Dämme, durch den Bau von Abzugsgräben an den Seiten, von Kehren an steilen Steigungen, von Brücken. Am besten ist bisher die Strecke Kribi-Jaunde ausgebaut; 1912 konnte sie bereits mit leichten Kraftwagen befahren werden. Auf der Strecke Jaunde-Joko ist die Straße 5 m breit angelegt und beiderseits mit Abzugsgräben versehen[3] (Tafel 25);

[1] Dominik. Kol. Bl. 1902. S. 310.
[2] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 476.
[3] Vergl. auch 1. Teil, Tafel 30, Abb. 1.



M. P. Thorbecke phot.

Ausgehauener Weg

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

in Sumpfstrecken sind Dämme aufgeschüttet; die steile Ndomme-Wand wird in vielen Kehren genommen (Tafel 26); über einen Teil der Bäche führen feste Bohlenbrücken; am Sanaga liegen jeder Zeit Fährboote bereit, die das Übersetzen von Menschen, Tieren und Lasten nach festem Tarif besorgen. Nördlich von Joko wird die Straße weniger gut, doch ist sie im Joko-Bezirk noch rein gehalten und in Sumpfgebieten aufgeschüttet; im Banjo-Bezirk aber war sie 1912 nördlich vom Meke, der hier die Bezirksgrenze bildet, stellenweise recht verwahrlost, besonders die Knüppeldämme waren in den flachen sumpfigen, oft 100 und mehr Meter breiten Bachniederungen kaum zu begehen, weil das Holz ganz verfault und zerbrochen war. Von Joko aus bis zu den Bezirksgrenzen ist die Straße mit Bandmaß vermessen und sind Kilometersteine gesetzt, was zwar nicht genaue und unbedingt zuverlässige, aber doch leidlich richtige Weglängen[1] ergibt. Auch die ausgebauten Straßen leiden sehr unter den Einwirkungen der Regenzeit: Brücken werden fortgerissen, Böschungen an den Kehren stürzen ein, große Risse entstehen im Weg. Um diese Schäden rasch wieder ausbessern zu können, fördert die Regierung die dichte Besiedelung der Straße. Nach meiner Meinung wären diese Arbeiten aber ebenso gut von einigen größeren, weiter aus einander liegenden Ortschaften zu leisten.

Außer der einen großen, durchgehenden Straße, die eine Hauptverkehrsader der Kolonie ist, führt eine größere Straße im Westen vom Mbam über Ngambe und Jakong nach Joko, eine andere über Tina-Wungere-Kongola nach Osten in der Richtung auf Kunde. Von dieser Ost-Straße ist nur auf der Strecke Joko-Wungere ein 16 km langes Stück ebenso ausgebaut wie die Jaunde-Straße; die anderen Teile sind 2—4 m breit ausgehauen und roh vermessen. Ebenso sind die Straßen Ndumba-Ngoro-Linde-Joko, Joko-Tina-Dengdeng und die aus Süd-Bamum kommende Straße Ngakua-Ditam-Ngambe-Bamkin gehalten, aber noch nicht vermessen. Auf Strecken, die selten von Europäern begangen werden, reinigen die Häuplinge ab und an die Wege nicht gehörig und lassen sie zuwuchern.

Die dritte der eben genannten Straßen, die in der Nähe des Mbam durch West-Tikar von Ngakua über Ditam nach Ngambe führt, gehört zu den bedeutenderen Verkehrsadern der Kolonie, wenn auch ihr Verkehr nicht mit dem der Jaunde-Straße verglichen werden kann. Sie geht aus von Jabassi weit im Süd-Westen am schiffbaren Wuri, führt durch Bafia nach Süd-Bamum, überschreitet den Mbam bei Ngakua, durchzieht das Waldgebiet West-Tikars, quert den Mbam abermals zwischen Bengbeng und Bamkin und zieht nordwärts über Banjo hinein nach Adamaua. Trotzdem diese Straße lange Zeit als unsicher gelten mußte, ist sie seit der Unterwerfung Tibatis immer begangen worden; verkürzt sie doch den Weg zur Küste für den westlichen Teil des Ost-Mbamlandes erheblich und nimmt den Anstieg zum Hochland sehr allmählich, ohne steile Steigung. Der Personen- und Frachtverkehr der Baptisten-Missionare im westlichen Ost-Mbamland geht fast ganz über diese alte Straße, ohne

[1] Nach Fertigstellung der Karte wird die Weglänge aller vermessenen Straßen in km angegeben.

daß bisher von der Regierung viel zu ihrer Unterhaltung oder Verbesserung getan wäre. Passarge[1] fragt ganz richtig, warum „die von Ngila nach Ngambe reisenden Karawanen den großen Umweg über Joko machen", anstatt westlich von Linde auf wahrscheinlich ganz bequemem Weg über den nur 660 m hohen Platz Ngome (identisch mit Bukamba an der Straße Ditam-Ngambe) zu ziehen. Nun gehen überhaupt nur sehr wenige Karawanen von Ndumba, der Residenz des Ngila, über Joko nach Ngambe; nur ab und an werden Faktoreiwaren so transportiert, wenn gerade einmal von Joko aus eine Filiale in Ngambe errichtet werden soll. Auch ist die Straße Ndumba-Joko-Ngambe sehr gut und ganz sicher, überall ist Quartier und Verpflegung zu bekommen. Von Ndumba über Bukamba nach Ngambe aber führte nie eine Straße. Die Strecke zwischen Ngoro und Ditam ist von der Regierung auch heute noch nicht einmal ausgehauen worden, sie besteht nur aus einem wenige Zentimeter breiten Negerpfad, der über fast unbesiedelte Savannenrücken einer Wasserscheide führt. Die ewigen Grenzkämpfe zwischen Wute und Tikar haben diese kürzeste Verbindung durch den ganzen Westen des Ost-Mbamlandes auch bis vor kurzem noch recht unsicher gemacht. Wir sind 1912 auf dieser Strecke in 3 Tagen nicht einem einzigen Wanderer begegnet. Dazu kommt für das südliche Stück des Wegs das schwere natürliche Verkehrshindernis der Ndjim-Sümpfe zwischen Ngoro und Ndumba; erst in den allerletzten Jahren ist durch diese Sümpfe ein Knüppeldamm gebaut als Teil der Straße von Ndumba nach Linde. Da der Hauptverkehr von Ngambe zur Küste auf dem Bafia-Weg nach Jabassi geht, besteht augenblicklich auch gar kein Bedürfnis nach einer unmittelbaren Straßenverbindung von Ndumba nach Ngambe.

Trotz der vielen Verbesserungen an der Hauptverkehrsstraße des Ost-Mbamlandes von Jaunde nach Joko ist auch sie, wie alle andern Straßen, bisher nur für Träger gangbar. Der Weg selber könnte wohl mit mittleren Lastwagen befahren werden, aber nur die schmalen Bäche sind überbrückt, alle etwas breiteren Gewässer noch nicht und daher für Fuhrwerk unpassierbar, weil sie oft ziemlich tief und steil eingeschnitten sind.

Seit 1908 ist das Trägerwesen durch die Regierung geordnet. Die Gewichtsgrenze der Last ist auf 30 kg angesetzt, der Tagelohn auf 50 Pfg., die Marschzeit auf 4 Stunden täglich, auf je 5 Marschtage kommt ein Ruhetag. An den Hauptstraßen sind Unterkunftshäuser für die Träger errichtet, die Dorfschaften sind zur Lieferung von Verpflegung zu festgesetzten Preisen verpflichtet. Für die Strecke Jaunde-Ndumba sind 5—7 Marschtage, für Jaunde-Joko 11—14 Marschtage festgesetzt, häufig aber marschieren die Träger aus eigenem Antrieb nur 10 Tage. Von Jaunde über Lolodorf nach Kribi soll in 10—14 Tagen, von Joko nach Tibati in 5—6 Tagen marschiert werden. Der nördlichste Punkt des Ost-Mbamlandes kann so von der Küste aus mit Trägern im allergünstigsten Fall in 25 Tagen erreicht werden, im Durchschnitt muß man aber dafür 30 Tage rechnen. Der nördlichste Ort des Westens, Bengbeng, ist aber schon in 15tägigem Trägermarsch von Jabassi aus auf der Bafia-Straße[2] zu erreichen. Hätte die

[1] Passarge. Kamerun. (Das Deutsche Kolonialreich. Bd. I.). S. 587.
[2] Vergl. oben S. 85.



M. P. Thorbecke phot.

Straße von Joko nach Jaunde

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Regierung die Befriedung des Bafiagebiets ebenso früh erreicht wie die des Wutelandes und dann den Ausbau dieser Straße ebenso gefördert wie den der Jaunde-Straße, würde sie jetzt an Bedeutung nicht hinter ihr zurückstehen. Auch der auf dem Westufer parallel dem Mbam laufende Weg, der in Bafia abzweigt und durch das südliche Bamum über Fumban und Gorori nach Banjo führt, kann sich nicht mit der Straße durch West-Tikar messen; denn er muß die Höhe des Bamum-Plateaus erklimmen und wieder hinabsteigen, die Straße in West-Tikar aber steigt in der Mbam-Niederung ganz allmählich an.

Die Verbindung des Ost-Mbamlandes mit der Küste über Fumban und Dschang ist ohne große Bedeutung. Sie war entstanden durch das Vorschieben von Faktoreien von Fumban aus und wird heute wenig benutzt, trotzdem die Wegstrecke östlich des Mbam ziemlich gut ist, während die auf dem Bamum-Ufer viel zu wünschen übrig läßt. Auch als zukünftiger Zugangsweg zum Ost-Mbamland kann sie kaum in Betracht kommen, weil sie, um die Höhe von 700 m in Nord-Tikar zu erreichen, das westliche Randgebirge in Dschang in 1600 m und dann noch einmal das 1200 m hohe Bamum-Plateau überschreiten muß. Doch bildet sie im Augenblick noch immer die rascheste Verbindung des nordwestlichen Ost-Mbamlandes mit Duala, dem Hauptort und besten Hafen der Kolonie; mit Benutzung der Nord-Bahn kann man dahin von Ngambe in 14 Tagen gelangen. Ist aber erst die Kameruner Mittelland-Bahn so weit gefördert, daß auf ihr Waren bis in die Nähe von Jaunde geschafft werden können, wird auf diesem Wege die Verbindung von Duala mit Joko ebenso rasch sein.

Trotzdem halte ich, wie im letzten Kapitel des ersten Bandes[1] ausgeführt, eine Fortsetzung der Nord-Bahn durch das Ost-Mbamland nach Adamaua für günstiger als eine Abzweigung in der Richtung auf Joko-Tibati von der ostwärts auf Carnot gerichteten Mittelland-Bahn. Seit dem Bestehen der Nord-Bahn kann auf einen Bahnbau auf der besten Trace von Jabassi über die Bafia-Straße an den unteren Mbam unter keinen Umständen mehr gerechnet werden. Aber die Nord-Bahn kann, unter Vermeidung der höheren Teile des westlichen Grashochlandes zwischen Mbo und Dschang, durch das Tal von Batuni ins mittlere Bamum und (unter Umgehung des hoch gelegenen Fumban) etwa in der Breite von Ditam über den Mbam weiter gebaut werden. In nordöstlicher Richtung ist dann die Trace mit ganz allmählicher Steigung auf der Wasserscheide zwischen Kim und Mbam nach Tibati zu führen und von da über Galim nach Adamaua hinein.

Eine Bahn, die etwa in der Richtung Jaunde-Joko-Tibati führen sollte, hätte unter allen Umständen die Sümpfe der Wute-Ebene zu passieren, hätte bei der Weiterführung der Trace zu wählen zwischen den Sümpfen der Djerem-Bucht oder dem steilen Aufstieg auf die Ndomme-Hochfläche, die zwischen Joko und Tibati stark und tief zertalt ist. Auch ist der westliche Teil des Ost-Mbamlandes erheblich reicher bevölkert und viel fruchtbarer als der östliche. Palmöl und Baumwolle können von den in ihrer Kultur seit alters geübten Tikar im Gebiet der Bahn als Massenware gewonnen werden, von

[1] Vergl. 1. Teil, S. 99 ff.

Tibati, dem heute schon bedeutenden Viehstapelplatz, kann Schlachtvieh in kurzer Zeit an die Küste geschafft werden. Ich verkenne nicht die große Wichtigkeit einer Bahnverbindung von dem viehreichen Adamaua zum Ssanga und damit in das Kongo-Gebiet, halte aber die Abzweigung von der ostwärts gerichteten Mittelland-Bahn in der Richtung auf Joko nicht für geeignet und nur mit sehr großen Opfern ausführbar; sie müßte viel weiter im Osten über Kunde gehen.

Um die reich bevölkerten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Landschaften im westlichen Teil von Mittel-Kamerun zu erschließen, erscheint mir die Fortsetzung der Nord-Bahn in der angegebenen Richtung unbedingt notwendig.



M. P. Thorbecke phot.

Kehren der großen Straße am Ndomme-Rand

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Deutsche Kolonisation

Schon vor Errichtung der deutschen Herrschaft war das Ost-Mbamland in gewissem Sinn ein Kolonialland. Die Wute hatten die weite Sanaga-Ebene, die Fullah die Landschaft Tibati kolonisiert, und im Gegensatz zu den reinen Handelsniederlassungen der Haussa in andern Landschaften, handelte es sich bei dieser Kolonisierung des Fuk- und Bati-Gebiets und des alten Wutelandes der Drum um wirkliche Herrschaftskolonien. Doch lassen sich diese Herrschaftskolonien in keiner Weise mit der deutschen Kolonisation vergleichen, denn Wute wie Fullah sind durch Heirat mit den Unterworfenen stark vermischt, ja von diesen fast aufgesogen, während ein solcher Ausgleich bei dem großen Rassen- und Kulturunterschied und der Wesensfremdheit unsrer politischen Auffassung und Organisation unmöglich ist.

Zur Kolonisierung eines Gebiets mit so kriegerischer Bevölkerung wie im Ost-Mbamland ist die Befriedung die erste Vorbedingung. Sie war mit der ersten „Unterwerfung" der Ngila- und Tibati-Leute 1899 noch lange nicht erreicht, noch jahrelang hatte die Station Joko mit aufständischen Bewegungen der Wute zu schaffen, und auch in Tibati, das schon bald von Joko abgezweigt und zur Militärstation Banjo geschlagen wurde, bedurfte es mehrfachen energischen Eingreifens, um Ruhe und Sicherheit zu gewährleisten. Die am 1. Januar 1908 erfolgte Übernahme des Bezirks Joko in Zivilverwaltung und die Umwandlung der Militärstation Banjo in ein Bezirksamt (1912) waren der Ausdruck dafür, daß das Gouvernement diese Gebiete für befriedet hielt; ob sie es damals auch wirklich waren, darüber herrschte im Land mancher nicht unberechtigte Zweifel.

Die wenigen Kulturpioniere, die sich als Beamte, Kaufleute oder Missionare in einem abgelegenen, schwer zu erreichenden und unzivilisierten Gebiet niederlassen, haben, sobald einigermaßen die Sicherheit ihres Lebens gewährleistet ist, den selbstverständlichen Wunsch, ihre Lebensführung so weit wie möglich der europäischen anzunähern und sich die Annehmlichkeiten europäischer Kultur zu verschaffen. Da das Ost-Mbamland für kaufmännische Bewertung ein unsicheres Gebiet war, das wohl zeitweilig große Erträge lieferte, nicht aber dauernden Handelsgewinn versprach, haben die kaufmännischen Firmen für das Behagen ihrer Angestellten nur wenig Mittel übrig, sodaß deren Häuser ganz primitiv gebaut sind. Die beiden Missionsniederlassungen in Ndumba und Ngambe sind noch zu jung, um viel über die ersten Anfangseinrichtungen hinaus gekommen zu sein. Die Station Joko aber, die sich nach ihrer Lage so vorzüglich zu einem Stützpunkt deutscher Macht eignet, ist so gut ausge-

baut, daß sie für eine Reihe von Jahren den Beamten einen angenehmen Aufenthalt gewähren kann[1]. Die Natur war diesem Bestreben sehr günstig: der lehmige Boden eignet sich zum Herstellen von luftgetrockneten Ziegeln, die kaolinartige Erde im Grunde der Bachschluchten wird als Mörtel verwendet, in den Flußwäldern der Savanne wächst starkes Bauholz und Schreinerholz, die Kletterpalme bietet Material für geflochtene Möbel, sodaß mit Hülfe ausgebildeter schwarzer Handwerker, die die Regierung für Joko zur Verfügung stellte, gute, feste Häuser gebaut und eingerichtet werden konnten, zu denen nur wenig europäisches Material — wie Glas, Eisenteile, Wellblech — von der Küste herauf geschafft werden mußte. Die Errichtung eines 18 m hohen Turmes als Beobachtungsposten und einer 3 m hohen Umfassungsmauer geschahen im Hinblick auf etwaige kriegerische Absichten der Eingeborenen. — Der Gemüsegarten der Station, in dem, Dank der Höhenlage von 1000 m viele europäische Gemüse gedeihen, der Wirtschaftshof mit Geflügel, das Halten der Stationspferde und in gewisser Hinsicht auch von Kleinvieh und Rindvieh — das alles sind Einrichtungen, die die Lebensführung der kolonisierenden Beamten verbessern und dazu nötig sind, mit der Kolonisation des ganzen Landes aber nichts zu tun haben.

Außer der, im vorigen Abschnitt besprochenen Schaffung von Verkehrsmöglichkeiten, zu denen auch die im Interesse der Kolonisatoren 1904 erfolgte Einrichtung einer Postagentur in Joko zu rechnen ist, ist in einem tropischen Land in nur mäßiger Höhenlage die Hebung der Eingeborenen das wichtigste Mittel der Kolonisation, denn nur durch die Arbeit der Eingeborenen ist es möglich, ein solches Gebiet für Kolonial- und Weltwirtschaft dauernd nutzbar zu machen.

Die erste Sorge mußte sein, der langsamen aber stetigen Abnahme der Bevölkerung in Folge von Krieg, Sklavenjagden und Seuchen zu begegnen. Die beiden ersten Schädigungen sind durch politische Machtmittel getilgt, die gefährlichste Seuche, die Pocken, ist durch allgemeine Schutzimpfung so gut wie ausgerottet, und die ärztliche Hülfe der Station wird — wenn auch nur durch einen schwarzen Heilgehülfen ausgeübt — oft und mit Erfolg in Anspruch genommen. Es sei aber auch an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß ein Regierungsarzt im Ost-Mbamland ein weites und fruchtbares Arbeitsfeld finden würde, nicht nur durch unmittelbare ärztliche Hülfe, sondern ebensosehr durch Belehrung und Aufsicht des Eingeborenen in den einfachsten Regeln der Hygiene. Die häufigen Todesfälle durch Dysenterie, besonders bei Kindern, könnten sicher dadurch vermindert und die Zunahme der Bevölkerung, dieser wichtigste kolonisatorische Faktor, wesentlich gefördert werden.

Es zeugt von weiser Voraussicht der deutschen Regierung, daß sie der Bevölkerung des Ost-Mbamlandes nach der Befriedung zunächst eine Zeit der Erholung von den schweren Schäden gönnt. Nichts wäre im Sinn späterer intensiver Kolonisation verfehlter gewesen, als wenn die eben vom Fullahjoch befreite Bevölkerung stark zur Arbeitergestellung für die Küste herangezogen wäre, wie das anscheinend zu Anfang der Wunsch war[2]. Auch ist nach meiner Meinung die

[1] Vergl. 1. Teil, S. 75 ff.
[2] Kamptz. Kol. Bl. 1899. S. 476 und 561.

Bevölkerung viel zu dünn, um eine starke Abwanderung von Arbeitskräften zu vertragen, besonders bei der Anschauung der Eingeborenen, daß Ackerbau nicht Sache der Frauen ist. Die Wirtschaft und die Ernährung der Leute würden dadurch verkümmern.

Andrerseits aber war es nötig und wünschenswert, die Eingeborenen allmählich an produktive Arbeit, d. h. an Arbeit über die Deckung der unmittelbaren Lebensnotwendigkeit hinaus, zu gewöhnen. Bati und Wute setzten diesem Bestreben zähen passiven Widerstand entgegen, wie denn die Wute in mancher Weise den Erwartungen, die man auf diesen tapfern, tüchtigen Volksstamm gesetzt hatte, nicht entsprachen; die Hoffnung, in ihnen besonders gute Soldaten zu gewinnen, trog, wegen ihrer geringen geistigen Regsamkeit und ihrer Empfindlichkeit gegen rauhes Klima[1]. Die Tikar waren bereitwilliger und fleißiger. Ein gutes Mittel, die Schwarzen an Arbeit zu gewöhnen, war die Auflage einer Kopfsteuer von 6 M. für jeden arbeitsfähigen Mann. An Stelle der Steuerzahlung kann auch eine Arbeitsleistung auf der Station treten, die jedoch länger ist, als die Arbeit dauert, durch die er sich freiwillig die nötige Summe verdienen kann. Leider bestehen die wesentlichen Verdienstmöglichkeiten im Lande heute immer noch im Trägerdienst für den Handel und im Gummischneiden. Seltener hat ein Eingeborener Gelegenheit, durch vermehrten Anbau von Feldfrüchten, also durch Kultivierung des Bodens, etwas zu verdienen. Einzig für die Anwohner der großen Straße Joko-Jaunde, bei denen die Handels- und Regierungskarawanen rasten, kommt dieser Erwerb in Frage. Daß aber die Methode der Regierung, die großen Straßen unverhältnismäßig dicht zu besiedeln und dafür weite, fruchtbare Flächen abseits der Hauptstraßen ganz zu entvölkern, bedenklich ist, habe ich bereits an anderer Stelle[2] ausgeführt. Auch die wirtschaftliche Erziehung zu stärkerer Produktion im örtlich beschränkten Bereich der Straßen vermag die Schädigungen für das ganze Land nicht auszugleichen. Von einer wirklichen Erziehung der Eingeborenen zu produktiver Tätigkeit kann erst die Rede sein, wenn die Verkehrsverhältnisse gestatten, landwirtschaftliche Produkte in Masse zu ziehen, die als Nahrungsmittel oder industrielle Rohstoffe rasch und sicher zur Küste verkauft werden können.

Die andre Seite der Kolonisation: die Kaufkraft der Eingeborenen für europäische Güter zu stärken, wird nicht nur durch Erziehung zu vermehrter Arbeit sondern auch durch geistige Förderung und soziale Hebung erreicht. Ausgebildete Leute vermögen dem Europäer Hilfsarbeiten zu leisten, für die sie gut bezahlt werden. Wie jede deutsche Station ist auch Joko in dieser Richtung tätig in der Ausbildung vom Boten, Polizisten, Soldaten, Diener bis zum Handwerker und Schreiber.

Ein wichtiger Faktor für die geistige und technische Förderung ist in den meisten Kolonialgebieten die Mission. Schon seit Jahren sind Knaben aus dem Ost-Mbamland in die Missionsschule der katholischen Pallotiner nach Jaunde gekommen, 1897 sind sogar „Zöglinge aus dem Ngilastamm“ bei der Mission in

[1] Jahresbericht 1910/11. S. 55.
[2] 1. Teil, S. 66.

Kribi gewesen. Die beiden Stationen der evangelischen deutschen Baptisten-Mission im Ost-Mbamland, Ndumba und Ngambe, bestanden 1912 erst ganz kurze Zeit, sodaß noch keine Erfolge erwartet werden können. Immerhin darf man bei dem Gewicht, das diese Gesellschaft neben dem Handwerksunterricht besonders auf Erlernung der deutschen Sprache legt, für die Zukunft eine wesentliche Unterstützung der kolonisatorischen Arbeit von ihrer Tätigkeit erwarten.

Trotzdem die europäische Kolonisation im Ost-Mbamland noch wenig fortgeschritten ist, hat sie doch schon einen merkbaren Unterschied im Leben des Eingeborenen hervorgerufen: die Gewöhnung an europäische Waren und an europäische Lohnarbeit. Durch intensive Arbeit in kurzer Zeit kann sich der Schwarze Mittel verschaffen, die ihn der Sorge und Mühe des Ackerbaus überheben; das ist die Kehrseite der Eingeborenen-Erziehung! Aber eine gute Ausbildung gewährt ihm eine weit bessere Lebensführung. So kommen Variationen in die vorher sehr gleich gearteten Wirtschafts- und Lebensformen der Leute, die sie allerdings erst in ganz geringem Maß europäischen Verhältnissen näher bringen.

Ein andrer, wichtiger Zweig beginnender kolonisatorischer Arbeit besteht in Kulturversuchen für die Zukunft. Die Station Joko leistet da recht Gutes. Durch Saaten auf ihren Versuchsfeldern und im Versuchsgarten wurde die Eignung von Klima und Boden für Bergreis, Erdnüsse und Florida-Klee erwiesen, von Kautschukarten gedeiht die Kikxia, die Versuche mit Baumwolle vor 1911 aber sind leider im Sand verlaufen, trotzdem der Jahresbericht von 1907/08 (Anlage S. 91) gute Anfänge versprach. Ob sie inzwischen im Anschluß an die Baumwoll-Versuchsstation Kuti in Bamum auf Grund der Untersuchungen von mir und Dr. Simoneit wieder aufgenommen sind, ist mir unbekannt.

Ein wichtiger Faktor bei diesen Kulturversuchen scheint mir die Ausgabe von Saatgut und Stecklingen an die Häuptlinge zu sein, die mit einer gewissen Kontrolle über die Ausführung der Versuche verbunden ist. Einmal lernen die Eingeborenen Nutzpflanzen kennen, die ihre eigene Wirtschaft fördern — wie z. B. den Bergreis — andrerseits kann die Station beobachten, welche Kulturen den Eingeborenen liegen, was bei den so passiven Negern von Wichtigkeit ist. Ohne einen gewissen Druck der Regierung würden die Häuptlinge auch nicht zur Anpflanzung und Pflege größerer Mengen von Ölpalmen zu bewegen sein, die ja im Ost-Mbamland sehr gut gedeihen, deren Kultur aber stark vernachlässigt war[1].

Leider war die Ausgabe von Baumwollsaat an die Häuptlinge, die sie früher — nach ihren Erzählungen etwa 1909 — von der Station erhielten, 1912 vollkommen in Vergessenheit geraten. Selbst wenn man wegen der mangelhaften Transportverhältnisse noch nicht daran denken kann, den Baumwollbau im großen Stil als Volkskultur im Ost-Mbamland zu neuem Leben zu erwecken, wäre doch das Wachhalten des Interesses der Eingeborenen am Baumwollbau von großer Wichtigkeit, damit nicht im Lauf der Jahre eine vorhandene Tradition in Anbau und Technik ganz verloren geht.

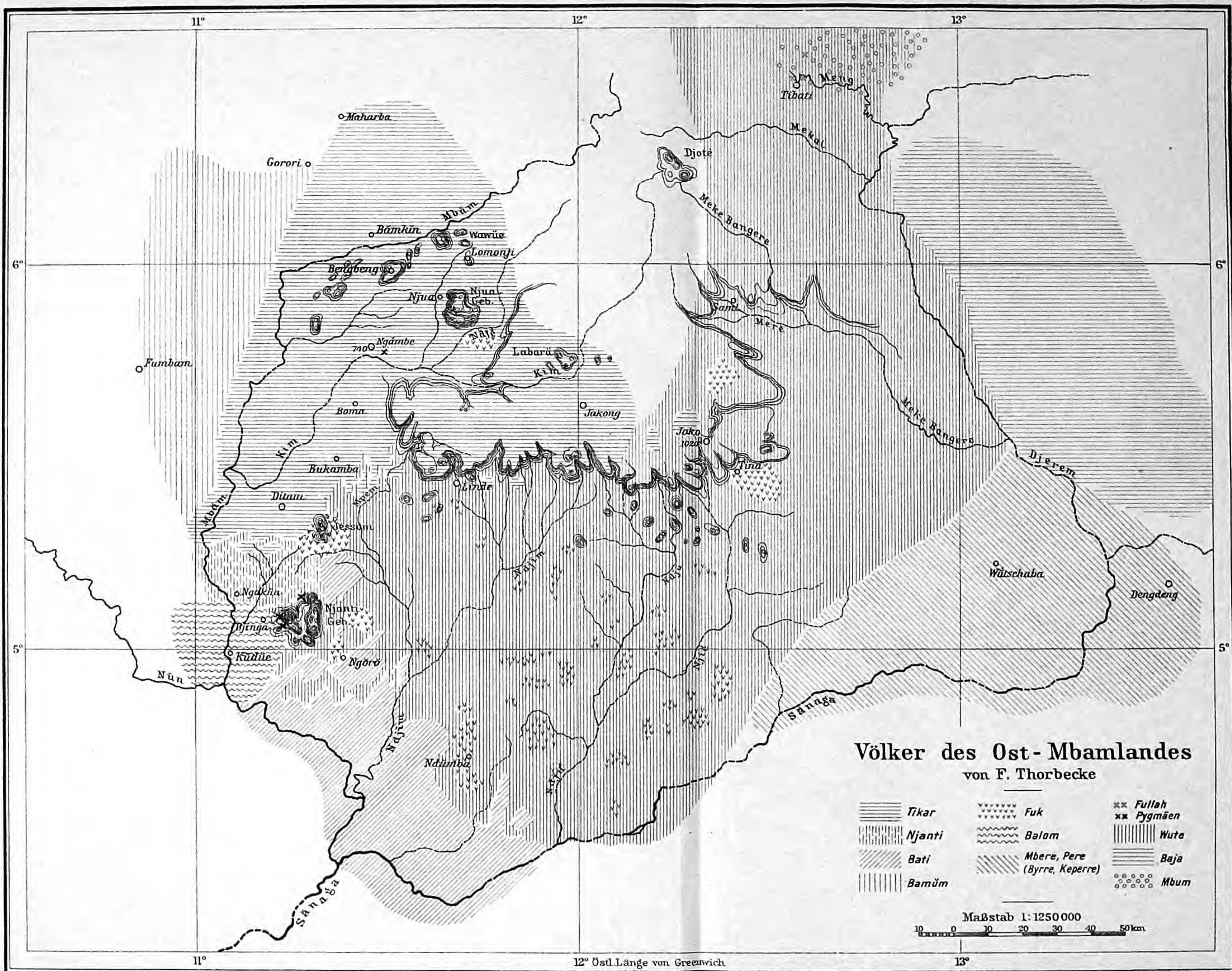
[1] Vergl. S. 56 und 1. Teil, S. 79.

Wie die verschiedenen Anbauversuche sind die Viehzuchtversuche der Station als Kulturversuche für die Zukunft zu bewerten; denn für den Bedarf der wenigen Beamten wären die Viehbestände viel zu groß. Als südlichster hochgelegener Ort an der großen Verkehrsstraße von der Steppe zum Waldland liegt Joko gewissermaßen an der Südgrenze des Fleisch produzierenden Gebiets gegenüber dem Fleisch konsumierenden. Ob aber Joko — und damit die höheren Teile der Ndomme-Fläche — in Zukunft als wirkliches Viehzuchtgebiet wird gelten dürfen, erscheint mir zweifelhaft. Die Feuchtigkeit des Klimas spricht dagegen, auch ist die Tsetsefreiheit noch durchaus nicht erwiesen.

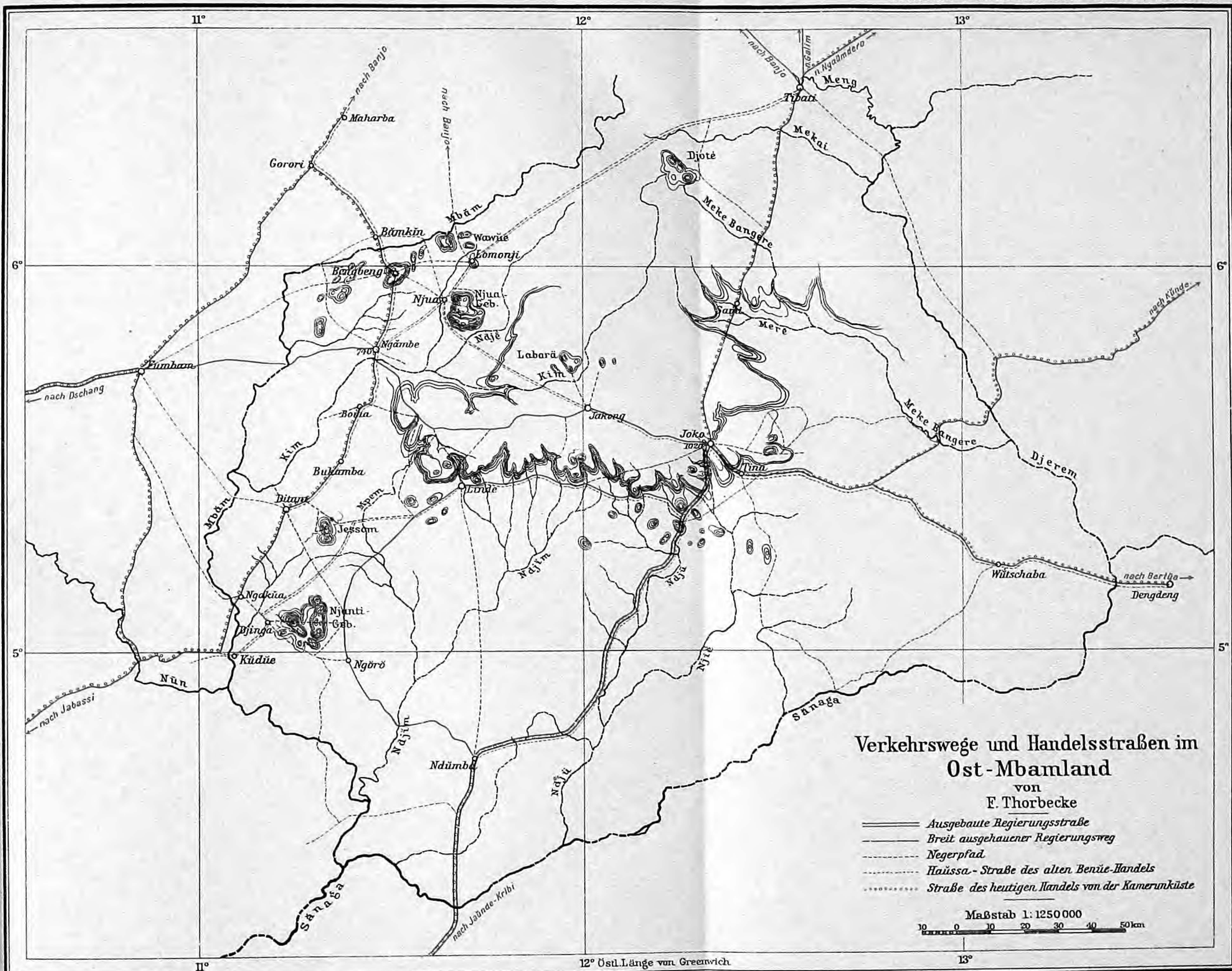
Zum Schluß seien die verwaltungstechnisch das Ost-Mbamland begrenzenden oder durchschneidenden Bezirksgrenzen einer Betrachtung unterworfen. Der größte Teil des Ost-Mbamlandes wird eingenommen vom Bezirk Joko, der wiederum nur ein Teil des großen, dem Bezirksamt Jaunde unterstellten Gebiets ist. Im Westen bildet der Mbam die eine Grenze, aber die Nordgrenze des Bezirks durchschneidet das Ost-Mbamland auf einer scheinbar ganz willkürlichen Linie, die Ostgrenze verläuft jenseits des Djerem, die Südgrenze, die dem Sanaga eine Strecke folgt, verläßt ihn dann wieder um nördlich von Ndumba zum Mbam zu führen. Der Mbam erscheint mir als Westgrenze richtig und natürlich, weil er mit der politischen Grenze gegen den starken, geschlossenen Bamumstaat zusammenfällt. Auch der Ausschluß aller Gebiete, die politisch dem Lamido von Tibati unterstellt sind, ist selbstverständlich, daher ist die das Ost-Mbamland durchschneidende Grenze gegen den Banjo-Bezirk in ihrem östlichen Teil als richtig zu bezeichnen. Das westliche Stück der Nordgrenze aber, das dem Lauf des mittleren Mbam folgt, erscheint mir unrichtig, denn die jenseits liegenden Landschaften Jakum, Bandam und Bamkin sind von reinen Tikar bewohnt, zu deren einem Stamm, den Bamkin, alle Tikar des Ost-Mbamlandes sogar in einem durch Überlieferung geheiligten und zäh festgehaltenen moralischen Abhängigkeitsverhältnis stehen, sodaß mir eine Trennung sehr unpolitisch vorkommt. Hier müßte die Bezirksgrenze besser den Mbam schneiden und so diese Tikar, die heute ganz unabhängig vom Lamidat Banjo sind, verwaltungstechnisch mit ihren Stammesgenossen vereinigen. Die Ostgrenze jenseits des Djerem ist in ethnisch-politischem Sinn richtig: sie geht so weit, wie noch Wute wohnen, und scheidet diese von dem Wohngebiet und Machtbereich der Baja. Für ganz verfehlt aber halte ich heute die Lostrennung Ndumbas vom Joko-Bezirk; eine Maßnahme, die vielleicht anfänglich, in kriegerischen Zeiten nützlich war, um die Wute mehr aus einander zu halten. Die alte, den Bewohnern des Ost-Mbamlandes gewohnte Sanaga-Grenze wäre jetzt viel geeigneter, denn das südlich des Sanaga beginnende hügelige Parkland führt schon stark zum Wald hinüber und die Wute herrschen, wie in Linde, auch noch in Ndumba über viele Fuk und Bati heute ohne jede politische Gefahr.

Daß das Ost-Mbamland als Ganzes, mit Ausnahme des nordöstlichsten Teils dem Jaunde-Bezirk angegliedert und nicht zu Banjo geschlagen ist, halte ich für richtig. Freilich ist es ein Übergangsgebiet, in dem sich klimatisch, pflanzengeographisch und anthropogeographisch die Elemente aus Waldland und Steppe

mischen, aber die innere politische Aufteilung der Bevölkerung in zahlreiche, selbständige Häuptlingsschaften bedingt einen starken Gegensatz gegen die nördlichen Bezirke, in denen die zentralisierende Herrschaft eines Lamido auch unter deutscher Regierung weiter besteht. Verwaltungstechnisch würden sich die verschiedenen Grundsätze, nach denen ein Lamido und ein Häuptling von Jakong, Sami oder Linde zu behandeln sind, schwer vereinigen lassen. Im Jaunde-Bezirk aber gibt es auch im Parkland zahlreiche Häuptlingsschaften, die an Volkszahl und Bedeutung denen im Ost-Mbamland gleichen. Die Zuteilung dieses Grenz- und Übergangsgebiets zum Jaunde-Bezirk ist also durch ethnische Voraussetzungen und politische Notwendigkeiten geboten.



Hamburg: L. Friederichsen & Cº 1916



Hamburg: L. Friederichsen & Co 1916

Band 5 (Band VIII der gesamten Abhandlungen).

Georg Schürle †, Missionar, Die Sprache der Basa in Kamerun. **Grammatik und Wörterbuch.** Gr. 8⁰. VIII u. 292 S. 1912. M. 15.—.

Band 6 (Band IX der gesamten Abhandlungen).

C. Meinhof, Prof. D., Die Sprachen der Hamiten. Mit einer Beigabe: **Hamitische Typen von Prof. Dr. Felix von Luschan.** Gr. 8⁰. XVI u. 256 S. mit 33 Abbildungen auf 11 Tafeln u. 1 Karte. 1912. M. 12.—, geb. M. 14.—

Band 7 (Band X der gesamten Abhandlungen).

Franz Stuhlmann, Dr., Ein kulturgeschichtlicher Ausflug in den Aures. **(Atlas von Süd-Algerien) nebst Betrachtungen über die Berber-Völker.** Gr. 8⁰. X u. 205 S. mit 32 Abbildungen auf 17 Tafeln, 40 Textfiguren und 2 Karten. 1912. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Band 8 (Band XI der gesamten Abhandlungen).

O. Franke, Prof. Dr., Kêng tschi t'u, Ackerbau und Seidengewinnung in China. **Ein Kaiserliches Lehr- und Mahn-Buch.** Aus dem Chinesischen übersetzt und mit Erklärungen versehen. Gr. 4⁰. VIII u. 194 S. mit 57 Abbildungen und 102 Lichtdrucktafeln. 1913. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Band 9 (Band XIV der gesamten Abhandlungen).

O. Finsch, Prof. Dr., Südseearbeiten, Gewerbe- und Kunstfleiß, Tauschmittel und „Geld" der Eingeborenen **auf Grundlage der Rohstoffe u. der geogr. Verbreitung.** Gr. 8⁰. XII u. 605 S. mit 584 Abbildungen auf 30 Tafeln. 1914. M. 20.—, geb. i. Hlbfrz. M. 25.—.

Band 10 (Band XVI der gesamten Abhandlungen).

E. Dinkelacker, Missionar, Wörterbuch der Duala-Sprache. Gr. 8⁰. V und 215 S. 1914. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Band 11 (Band XVII der gesamten Abhandlungen).

Otto Reche, Dr., Zur Ethnographie der abflußlosen Gebiete Deutsch-Ostafrikas. Gr. 8⁰. XII u. 130 S. m. 107 Abb. im Text, 21 Tafeln u. 1 Karte. 1914. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Band 12 (Band XX der gesamten Abhandlungen).

T. Canaan, Dr. med., Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel. Gr. 8⁰. XI und 144 S. mit 6 Tafeln und 50 Abb. im Text. 1914. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Band 13 (Band XXIII der gesamten Abhandlungen).

M. Heepe, Die Komorendialekte Ngazidja und Nzwani (im Druck)

Band 14 (Band XXIV der gesamten Abhandlungen).

M. Heepe, Jaunde-Texte (im Druck).

Band 15 (Band XXV der gesamten Abhandlungen).

E. Dahl, Missionar, Nyamwesi-Wörterbuch. Gr. 8⁰. XVI und 696 S. 1915. M. 25.—.

Band 16 (Band XXVII der gesamten Abhandlungen).

Franz Stuhlmann, Dr., Die Mazigh-Völker. **Ethnographische Notizen aus Süd-Tunesien.** Gr. 8⁰. VIII u. 59 S. mit 18 Figuren im Text, 18 Abbildungen auf 8 Tafeln u. 2 farbigen Tafeln. 1914. M. 5.—.

Band 17 (Band XXXI der gesamten Abhandlungen).
H. A. Ried, Dr., Zur Anthropologie des abflußlosen Rumpfschollenlandes im nordöstlichen Deutsch-Ostafrika. Gr. 8⁰. IX und 295 S. mit 14 Abbildungen im Text und 14 Lichtdrucktafeln. 1916. M. 10.—

Band 18 (Band XXXII der gesamten Abhandlungen).
Irle, Missionar, Deutsch-Herero-Wörterbuch (im Druck).

Band 19 (Band XXXIV der gesamten Abhandlungen).
Otto Dempwolff, Oberstabsarzt Dr., Die Sandawe. Linguistisches und ethnographisches Material aus Deutsch-Ostafrika. Gr. 8⁰. 180 S. mit 48 Abbildungen im Text. 1916. M. 6.—.

Band 20 (Band XXXV der gesamten Abhandlungen).
C. Meinhof, Prof. Dr., Eine Studienfahrt nach Kordofan. Gr. 8⁰. XII und 134 S. mit 18 Tafeln, 61 Abb. im Text u. 1 Karte. 1916. M. 10—.

Reihe C. Geographie, Geologie, Mineralogie u. Paläontologie.

Band 1 (Band XXI der gesamten Abhandlungen).
F. Thorbecke, Prof. Dr., Im Hochland von Mittel-Kamerun. **I. Teil: Die Reise: Eindrücke und Beobachtungen.** Unter Mitarbeit von Marie Pauline Thorbecke u. Leo Waibel. Gr. 8⁰. XII und 102 S. mit 75 Abb. auf 50 Taf., 1 Farbentafel und 1 Kartenskizze. 1914. M. 8.—, geb. M 10.—.

Band 2 (Band XXII der gesamten Abhandlungen).
L. Distel, Dr., Studienreise in den zentralen Kaukasus. Gr. 8⁰. VIII u. 96 S. mit 33 Abbildungen auf 17 Tafeln, 1 Kartenskizze und 1 Tafel mit Profilen. 1914. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Band 3 (Band XXX der gesamten Abhandlungen).
P. Range, Dr., Beiträge und Ergänzungen zur Landeskunde des deutschen Namalandes. Gr. 8⁰. XI u. 120 S., mit 27 Abbildungen im Text u. 5 Kartenskizzen. 1914. M. 6.—.

Band 4 (Band XXXIII der gesamten Abhandlungen).
Arved Schultz, Dr., Landeskundliche Forschungen im Pamir. Gr. 8⁰, X und 232 S. mit 66 Abbildungen auf 37 Tafeln, 60 Figuren im Text und 4 Karten. 1916. M. 20.—.

Band 5 (Band XXXVI der gesamten Abhandlungen).
Franz Thorbecke, Prof. Dr., Im Hochland von Mittel-Kamerun. **II. Teil: Anthropogeographie des Ost-Mbamlandes.** Gr. 8⁰. X u. 94 S. m. 37 Abb. auf 26 Tafeln, u. 2 Kartenskizzen, 1916. etwa M. 8.—.

Reihe D. Zoologie und Botanik.

Band 1 (Band VI der gesamten Abhandlungen).
Leonhard Lindinger, Dr., Reisestudien auf Tenerife über einige Pflanzen der Kanarischen Inseln **und Bemerkungen über die etwaige Einbürgerung dieser Pflanzen in Deutsch-Südwestafrika.** Gr. 8⁰. IX und 99 S. mit 26 Abbildungen im Text. 1911. M. 4.50.

Reihe E. Angewandte Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Technologie.

Band 1 (Band IV der gesamten Abhandlungen).
G. Plehn, Konsul, Die Wasser-Verwendung und -Verteilung im ariden Westen von Nordamerika **unter Berücksichtigung der verschiedenen Methoden der Bewässerungswirtschaft.** Gr. 8⁰. VIII u. 85 S. mit 20 Abbildungen u. 1 Karte. 1911. M. 7.50.

Verlag von L. ... ., Hamburg.

Soeben ist erschienen:

Eine Studienfahrt nach Kordofan

von

Carl Meinhof

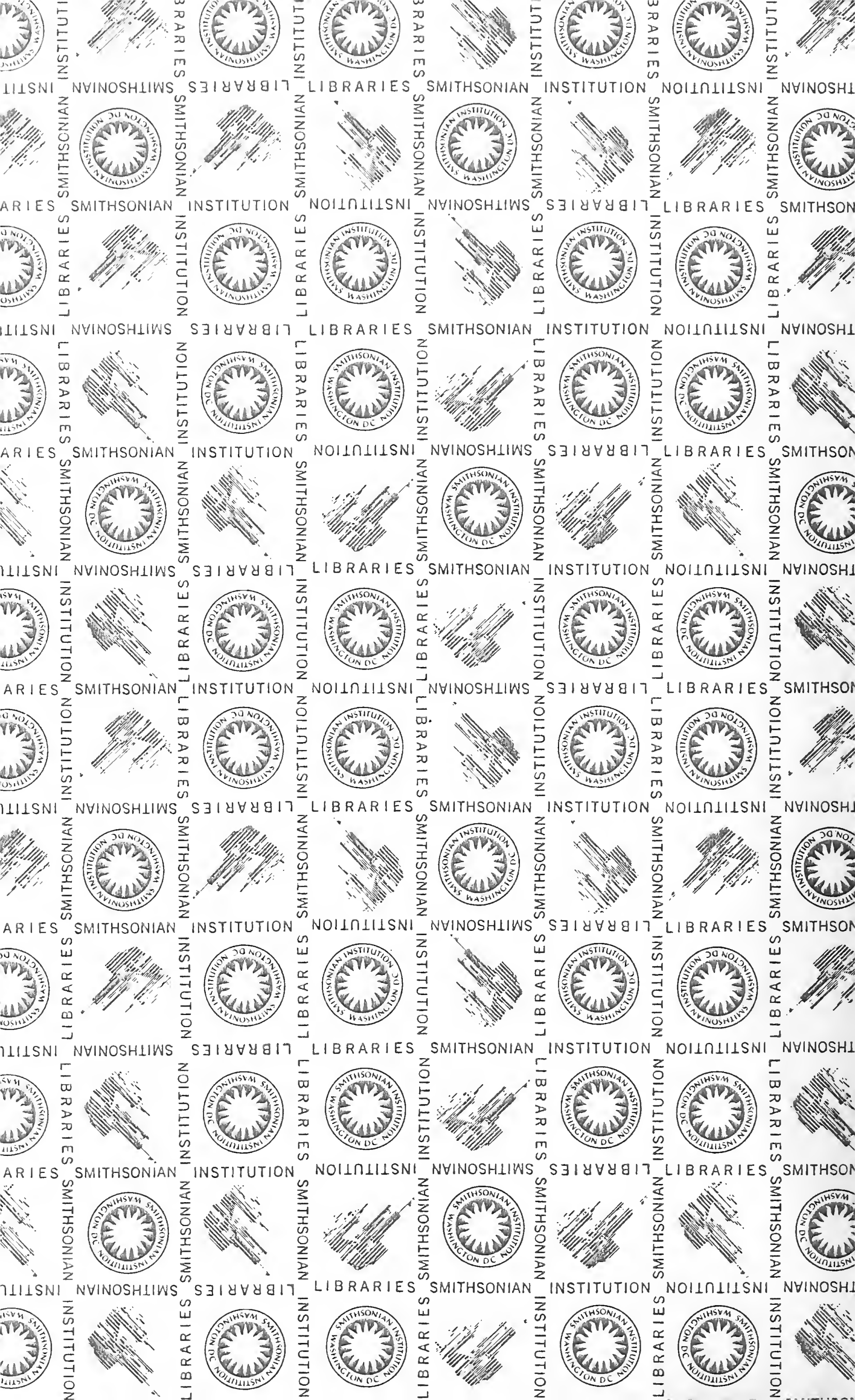
(Band XXXV der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts)

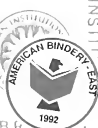
Gr. 8⁰, XII u. 134 Seiten mit 18 Tafeln, 61 Abb. im Text u. 1 Karte

Preis M 10.—

Der Verfasser war im Anfang des Jahres 1914 nach dem ägyptischen Sudan gereist, um neues Material zu sammeln zur Lösung der Frage, welcher Sprachgruppe das Nubische zuzuweisen ist. Er hat seine Anwesenheit in den Gebieten, die noch vor wenigen Jahren von den Truppen des Mahdi beherrscht wurden, benutzt, um sich über die kulturellen Verhältnisse des östlichen Sudan zu unterrichten, so weit das bei einer kurzen Reise möglich ist. Dieses Land ist für die Forschung besonders interessant, treffen doch hier altchristliche und islamische Kultur zusammen mit afrikanischer Volksart. Das prägt sich in Sitte, Sprache und Religion aus, aber auch in der äußeren Kultur, die trotz ihres afrikanischen Gepräges den Zusammenhang mit der Mittelmeerkultur nicht verleugnen kann. Eine große Anzahl von Illustrationen zeigt die Bauart der Häuser, verschiedene Typen von Menschen, Tieren und Pflanzen, allerlei Schmuck und Hausgerät. Dem Bericht des Verfassers sind Mitteilungen aus den Tagebüchern der österreichischen Expedition des Zoologen Professor Werner beigegeben, sowie ausführliche Auszüge aus den Blaubüchern über den ägyptischen Sudan, die besonders dem Kolonialfreund wichtig sein werden. Ein sehr umfangreiches Literaturverzeichnis regt zu weiteren Studien über den Sudan an. Eine Sprachenskizze veranschaulicht die seltsame sprachliche Zerrissenheit von Kordofan.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.


LIBRARIES
SMITHSONIAN
INSTITUTION
SMITHSONIAN INSTITUTION WASHINGTON DC


AMERICAN BINDERY · EAST
1992